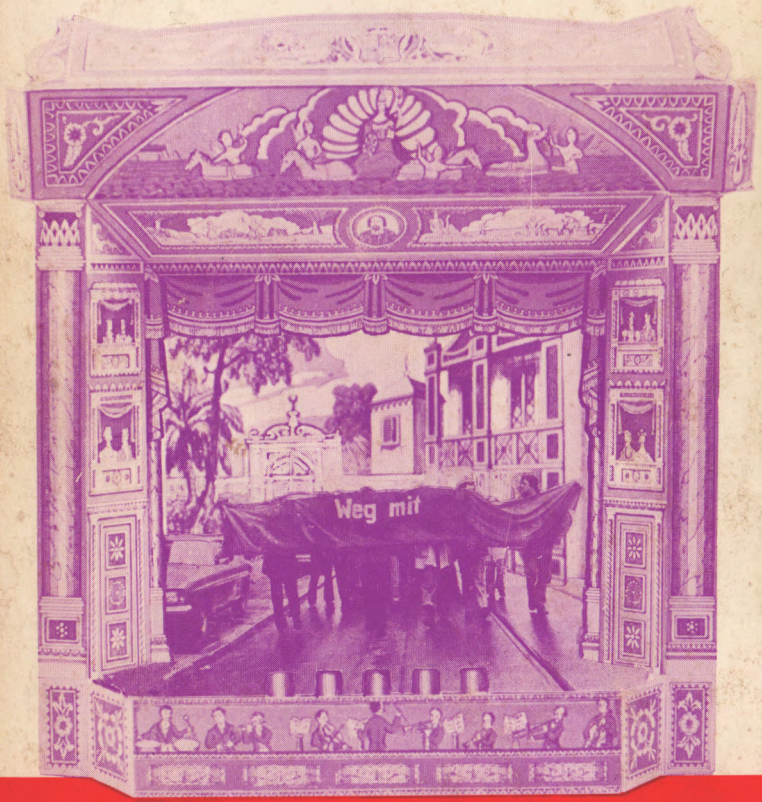
Wir warn die stärkste der Partein...

Erfahrungsberichte aus der Welt der K-Gruppen

Rotbuch Verlag Berlin



Wir warn die stärkste der Partein...

POHLE

Erfahrungsberichte
aus der Welt der K-Gruppen

Rotbuch Verlag Berlin

Bitte verlangen Sie vom Verlag den kostenlosen Almanach
„Das kleine Rotbuch"

© 1977 Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30
Druck Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten
ISBN 3 88022 177 4

Inhalt

Vorwort der Autorinnen und Autoren 5

Das Mao-Männchen im Hinterkopf –
Ängste und Erfahrungen eines Kader-Gymnasiasten 8

„Leben für die Partei" – und was das kostet 23

Da war so irgendwas verschütt' –
Über den Verlust der Identität als Frau im KSV 34

Beschlußdemokratie, Versammlungskommunismus
und ein Bad im vereisten Grunewaldsee –
Bericht einer Gruppe aus der KHG 50

Wenn „die Kaderin" erzählte . . . 64

Für die Partei des Proletariats an der Uni –
Selbstbefragung eines umerzogenen Intellektuellen 74

Der Parteibeamte 81

Frühe Unordnung und spätes Leid –
ein Antiautoritärer aus der Provinz wird „Parteikader" 88

Die Interessen der Arbeiterklasse sind keine anderen
als die Interessen der Partei!!! 108

Vorwort

Nach dem Scheitern der kurzatmigen APO-Strategien entsprang aus der revolutionären Ungeduld der Studentenbewegung die trügerische Hoffnung, eine revolutionäre Arbeiterbewegung sozusagen von außen entfachen zu können. Der Avantgarde-Anspruch der APO, der sich immerhin noch an der Mobilisierung von konkreten Interessen gemessen hatte, versteinerte im Augenblick seines Scheiterns zu den Stellvertreter-Ritualen der „marxistisch-leninistischen" Vorhutparteien (oder K-Gruppen, wie sie in der Linken abgekürzt tituliert werden).

Die meisten derjenigen Genossinnen und Genossen, die am Ende der Studentenbewegung in die neuen Parteien und Zirkel geströmt sind, haben heute diesen Organisationen den Rücken gekehrt. Die anfängliche Euphorie, nun endlich „das todsichere Rezept" zur Gesellschaftsveränderung gefunden zu haben, erwies sich als frommer Wunsch und der hektische Aufbruch der vielen endete oft im Katzenjammer der einzelnen. Wer nach zwei, drei, vier oder auch sieben Jahren politischer Tätigkeit „absprang", hatte nicht selten mit massiven psychischen Konflikten, persönlicher Ratlosigkeit, Resignation und Zweifel über Sinn und Zweck politischer Arbeit überhaupt zu kämpfen.

Doch ganz im Gegensatz zum propagandistischen Getöse der K-Gruppen drangen die Erfahrungen der ehemaligen Mitglieder nicht an die Öffentlichkeit, waren nicht Bestandteil des politischen Lernprozesses innerhalb der Linken.

Ganz im Gegenteil: Durch das Erlebnis, mit seiner ganzen Existenz in eine politische Sackgasse geraten zu sein, fühlten sich viele als Opfer einer Vergangenheit, die sie verdrängten wie der Oberlehrer den Unterleib: darüber spricht man nicht – höchstens am Biertisch und dann in Zoten.

Mit diesem Buch wollen wir solch doppelbödige Sprachlosigkeit durchbrechen. Unsere Auseinandersetzung mit den K-Gruppen hat aber nichts zu tun mit der ritualisierten Form irgendeiner „Linien"-Kritik: dies wäre vergeblich Liebesmüh angesichts der schon vorliegenden Kritiken dieser Art und der fortwährenden und kaum mehr registrierbaren Linienkorrekturen und politischen Wendungen der betreffenden Sekten.

Unsere Absicht ist auch nicht Denunziation – denn unsere Vergangenheit, die ein Stück von uns selbst ist, überwinden wir nicht mit Weißwäschermethoden oder Dreckschleuderei. Damit ist weder denen geholfen, die sich in diesen Sekten noch immer mit denselben Problemen herumschlagen, die auch wir am eigenen Leib

und im eigenen Kopf erlebt haben. Noch denen, die inzwischen jede politische Orientierung verloren haben.

Wir wollen mit unseren Beiträgen über unsere politische Vergangenheit aus subjektiver Sicht berichten, über das, was wir waren, wie wir es geworden sind und was zu kritisieren wir auch heute für wichtig halten. Unsere Vergangenheitsbewältigung ist nicht unser Privatproblem, sondern Teil der Kritik an jenem falschen Poltikverständnis, das auch heute noch in der Linken mächtig ist: Nicht nur, weil die K-Gruppen aus ihren Fehlern nichts gelernt haben, sondern vor allem, weil die gesellschaftlichen Grundlagen weiterbestehen, die solche Politikauffassung fördern. Der Kampf gegen Sektiererei, Stellvertretermentalität, Diskriminierung von Frauen, Schwulen u. a., Mißachtung konkreter Bedürfnisse usw. wird auch weiterhin eine aktuelle politische Aufgabe der Linken bleiben.

Konkreter Anlaß für dieses Buch waren Tonbandaufzeichnungen von Gesprächen, die Freunde des Verlages mit einem ehemaligen „Kader-Gymnasiasten" geführt hatten. Nachdem Kontakte mit anderen ehemaligen Mitgliedern von K-Gruppen aufgenommen waren, entstand eine Arbeitsgruppe von Autoren und Verlagsmitgliedern, die dieses Buch und die individuellen Beiträge inhaltlich und formal (Erfahrungsbericht, Interviews usw.) konzipiert und auch gemeinsam diskutiert, bearbeitet und zusammengestellt haben.

Das Interview mit dem Kader-Schüler steht auch am Anfang dieses Bandes, weil aus ihm beängstigend deutlich wird, wie tief persönliche Erfahrungen in solchen Organisationen auch nach der Trennung fortwirken und das Handeln, Denken und Empfinden der ehemaligen Mitglieder bestimmen. In krasser Form macht dieses Interview deutlich, wie verhängnisvoll die Linke vor ihren schlichtesten Ansprüchen versagt, wenn sie nicht einmal versucht, diese „psychischen Kosten" der ML-Bewegung sichtbar zu machen und die daraus entstehenden Probleme wenigstens ansatzweise zu bewältigen.

Was uns an diesem Beispiel deutlich wurde, war Teil eines Lernprozesses während des gesamten Projekts. Erst durch unsere gemeinsame Arbeit wurde uns klar, daß wir seit unserem Absprung aus diesen politischen Organisationen ungeheuer viel aus unserem Bewußtsein verdrängt haben, was wir erst jetzt richtig wahrnehmen und problematisieren können.

Auch stellten wir uns immer wieder die Frage, ob das, was wir zu berichten haben, nicht durch unser heutiges politisches Verständnis überlagert wird. Vieles von dem, was wir im Rahmen der K-Gruppen gemacht haben, erscheint uns heute selbst als fremd und unverständlich. Daß wir uns inmitten einer so kunstvoll wie künstlich aufgebauten Organisationswelt eingerichtet hatten, und daß diese Kunstwelt uns nicht nur eine illusionäre Wahrnehmung der „Außenwelt" – der gesellschaftlichen Realität – vermittelt, son-

dern uns auch eine ebenso künstliche Identität übergestülpt hat: dies haben wir erst heute voll begriffen.

Der Ausbruch aus der „Welt" der K-Gruppen war also zugleich ein mühsamer Prozeß von Identitätszerstörung und Identitätsfindung, der in unserem eigenen Bewußtsein viele Brüche und Verzerrungen hinterlassen hat, der aber vor allem ein befreiender Lernprozeß war, bei dem viel überflüssiges Gerümpel auf der Strecke blieb.

Wir haben jedenfalls die Erfahrung gemacht, daß wir erst über einen kritischen Nachvollzug unserer eigenen Entwicklung herausfinden konnten, was für ein verstümmeltes und realitätsfernes Verständnis von Politik wir entwickelt und praktiziert haben. Diese Erkenntnis hat es uns ermöglicht, nach und trotz unserer Vergangenheit wieder politisch aktiv zu werden. Vielleicht helfen unsere Erfahrungen anderen.

Daß sich die in diesem Buch zusammengefaßten Berichte weitgehend auf die KPD und ihre Unterorganisationen bzw. auf den KBW beziehen, ist mehr oder weniger zufällig. Wir sind ziemlich sicher, daß wir mit diesen Erfahrungsberichten (die fast alle aus umfangreicheren Manuskripten und Interviews herausdestilliert wurden) ein Bild vermitteln, das für das ganze Spektrum dieser Organisationen gültig ist. Auch sollte man die in den einzelnen Beiträgen beschriebenen Momente politischen Realitätsverlustes, die die subjektiven und objektiven Bedingungen sektiererischer Politik am konkreten Beispiel verdeutlichen, keinesfalls *nur* auf die verschiedenen K-Gruppen verrechnen. Wir zumindest entdecken ähnliche Züge auch noch bei unserer heutigen Tätigkeit außerhalb der K-Gruppen. Die Überwindung von Sektierertum bleibt in einer gesellschaftlich noch immer relativ isolierten Linken eine permanente Aufgabe.

Wir sind übereingekommen, unsere Beiträge als anonymes Autorenkollektiv zu veröffentlichen. Um die Identifizierung von Personen zu verhindern, wurden bestimmte Details bewußt unscharf gehalten oder verändert. (Man kann allerdings davon ausgehen, daß die Spitzel der politischen Polizei ohnehin weit besser über interne Vorgänge in den K-Gruppen Bescheid wissen als deren einfache Mitglieder.

Unsere Autorenhonorare stellen wir für politische Zwecke, insbesondere dem Aktionskomitee gegen Berufsverbote an der FU Berlin zur Verfügung.

Berlin, Juli 1977

Das Mao-Männchen im Hinterkopf – Ängste und Erfahrungen eines Kader-Gymnasiasten

Was für Probleme hast du, wenn du von deinen Erfahrungen im Kommunistischen Oberschüler-Verband (KOV) berichten willst?

Ich überwinde meine eigenen Ängste nicht. Den eigenen Mao-Mann nicht und den fremden neuen auch nicht.

Aber zum Teil hast du die doch schon überwunden, als wir darüber gequatscht haben. Warum dir zum Beispiel schwer fällt, das aufzuschreiben. Oder welche Angst du hattest, was aufzuschreiben, was du eigentlich nicht darfst.

Was ich meine und worüber ich mir Gedanken gemacht habe ist folgendes: So ein Buch finde ich unheimlich gut, hab ich auch einen Bock zu gekriegt. Gerade das mit den Mao-Männchen. Bloß wichtig für mich ist halt: mit der Geschichte muß ich auch praktisch fertig werden. Damals, als ich aus dem KOV raus bin, hab ich mir gesagt: Jetzt bist du anders! Kannst alles vergessen und kannst das verarbeiten. Ich hatte eine Distanz dazu, so als wenn ich über einen Fremden rede. Aber jetzt merke ich, daß das bei mir eine Phase war, die ich nicht wegleugnen kann. Das wäre genau das Falsche. Ich kann ja nicht sagen: das warst du nicht. Wenn ich andere Leute sehe, dann interpretiere ich in die noch Verhaltensweisen hinein, wie ich es vom KOV her gewohnt bin, z. B. die Unaufrichtigkeit: Beim KOV wurde einem nie direkt was gesagt, sondern da werden Punkte über einen aufgeschrieben und dann wird *über* einen diskutiert: der kommt in den Vietnam-Ausschuß, der muß sich da und da noch qualifizieren und so . . . Diese Verhaltensweise, die ich da zwei Jahre kennengelernt habe, die ja auch in der linken Bewegung im weitesten Sinne vorhanden ist – nicht nur bei einigen KPD-Typen – diese Sache hat mich unheimlich unaufrichtig gemacht. Ich bin sehr vorsichtig geworden mit Äußerungen, damit mich Leute nicht in die Hand kriegen. Ich muß also verhindern, daß du für mich so eine Kontrollinstanz wirst. Ich muß die Angst loswerden, daß du mich bewertest in meinen Handlungen. Denn daraus entwickelt sich eine totale Unsicherheit. Aber dieses Bewerten ist nun mal so gewesen und deshalb denke ich, alle anderen bewerten mich auch immer.

Bewertest du mich denn?

Mein Mao-Männchen bewertet dich. Klar.

Wie?

Schlecht. Klar.

Warum?

Mein Gefühl ist positiv. Aber mein unterdrücktes Mao-Männchen,

vor dem ich weggerannt bin – das ist ja das schlechte Gewissen – das sagt mir in dem Moment, in dem ich mit dir rede: iiiiihh! Weil wir dabei sind, die Organisation zu verraten. Also du bist jetzt ein politischer Verräter. Verräter der Interessen der Arbeiterklasse. Ein Arbeiterverräter. Ein Volksfeind.

Aber du bist ja ein Arbeiterverräter schon deshalb, weil du dich hast ausschließen lassen.

Ja. Und dieses schlechte Gewissen, was sich noch lange danach in Träumen offenbart hat: da triffst du die Genossen wieder. Die stehen da und fragen: „Was ist mit dir? Wir müssen dich jetzt bekämpfen." Ja und du siehst in den Träumen Demonstrationen an dir vorbeiziehen, an denen du nicht mehr teilnehmen kannst und auch nicht mehr sollst. Und nicht mehr darfst, weil du Angst haben mußt. Also Angst vor dieser Organisation, aber eine moralische: schlechtes Gewissen.

Aber du willst ja nicht mehr an den Demonstrationen teilnehmen!

Nee, will ich ja auch nicht mehr. Und das ist natürlich eine Schizophrenie. Da sitzt irgendwo einer drin bei mir, ein Übermännchen. Und dieses Übermännchen bewertet mich. Also konkret: wenn du jetzt bestimmte Handlungen machst, da kommen eben die ganzen Urteile hoch. Das kann man nicht wegdiskutieren.

Das mußt du aussprechen und nicht wegdiskutieren.

Ja du, was heißt aussprechen? Auf der anderen Seite ist ja der andere Dieter mit der Überzeugung, daß diese Urteile gar nicht relevant sind. Daher kommt so eine Unsicherheit in bezug auf Handlungen. So ähnlich wie: ich geh in eine Bäckerei und da seh ich einen Pfannkuchen liegen und dann seh ich da einen Kameruner und ne Schnecke und ich kann mich einfach nicht entscheiden. Weil ich Angst habe, mich falsch zu entscheiden. Das ist es. Die Angst ist auch da, weil irgendwo kein Vertrauen in menschliche Handlungen da ist. Wie gesagt: Du gehst zu einem Genossen hin und sagst ihm was relativ Vertrauliches. Der geht zur Regionalen (Leitung) und plötzlich kommt einer an: „Hör mal, was hast du denn da gesagt?" Das passiert. Das passiert andauernd. Oder in der Zelle. Du mußt dich ständig rechtfertigen für Sachen. Und dieses sich ständige Rechtfertigen, das habe ich noch. Und das macht mich unheimlich kaputt.

Wie bist du überhaupt zum KOV gekommen?

Das fing an mit diesem Jugendzentrum. Da hab ich zum erstenmal den Gerd getroffen, der schon dazugehörte. Dann folgte eine Zeit des Sympathisierens mit der linken Bewegung oder mit der maoistischen Bewegung, was eigentlich eine Fortsetzung dieses abenteuerlichen Sympathisierens mit der spontanen Bewegung – Schülerbewegung, Sexpol-Bewegung und so – gewesen ist. Was aber schon darauf hinausläuft, nicht fertig zu werden mit sich selbst,

vor sich selbst wegzurennen. Du gehst z. B. in ein Jugendzentrum und versuchst, Kontakte zu schließen mit Leuten – du kommst aber an die Leute nicht ran. Bist frustriert, traust dich nicht. Siehst ein Mädchen, traust dich auch nicht. Und da hab ich denn so Leute kennengelernt, die sich neu auseinandersetzten mit der marxistischen Frage: Partei. Da traf ich dann einen, der sagte zu mir ganz resigniert: „Wir brauchen endlich eine Partei."

In der Zeit lernte ich die Sylvia kennen. Und das war irgendwie sehr entscheidend für mich, Tochter von einem Unternehmer, der Vater war Hauptaktionär oder so was. Naja, das war für mich was Neues. Aber das Mädchen war unheimlich lieb und wir sind miteinander ausgekommen. War sehr dufte, finde ich. Aber sexuell ist bei ihr überhaupt nichts abgelaufen. Das war halt alles schwierig für mich – aber das war doch eine moralisch wichtige Beziehung, hab da so platonische Gefühle entwickelt. Das Problem war immer: die durfte mich nie nach Hause mitnehmen. Ich habe zwar nie das Bedürfnis gehabt, ihre Eltern kennenzulernen, aber ich hab auch immer das Gefühl gehabt, als wenn die sich nicht traut, weil ich so ein Schlamper war. Dazu muß man sagen: Ich hab die so anpolitisert, auf diese blöde Art und Weise, weil ich dachte, anders kannst du sie nicht halten – eine Tochter der Bourgeoisie. Es mußte ganz klar eine moralische Alternative geben. Sie befand sich auch im Widerspruch zu ihren Eltern, weil die sich nie um sie kümmerten, die waren immer im Urlaub, immer woanders. Ich entwickelte einen Haß auf die Leute, weil ich mir sagte, das Mädchen ist nur durch die so kaputt.

Dann ist sie mitgekommen nach H. und wollte da studieren. Wir wollten zusammenziehen und alles. Das war eine sehr romantische Zeit. Dann hat sie aber den Entschluß gefaßt wegzugehen. Erste Trennung. Und dann kam sie noch mal Ostern und fuhr wieder ab und ich hatte den Eindruck, als ob das relativ gut gelaufen war. In der Zeit fing ich an, stärker politisch zu arbeiten, zu Demonstrationen, auf Veranstaltungen zu gehen, in der Schule ein bißchen zu motzen und mal in Schulungen reinzuriechen. Aber alles noch nach Lustprinzip, obwohl ich schon Sympi vom KOV war.

Und dann kriegte ich einen Brief von ihr, das war ein ziemlich kaputter Brief, unheimlich vorwurfsvoll – da bin ich ausgerastet, ich war einfach geschafft. Dann hab ich alles negativ gesehen, nur noch das Schlechte der Welt, ich hätte vielleicht heulen sollen. Ich hab das aber dann sofort verdrängt, hab mir gesagt: „Siehste – ne Tochter der Bourgeoisie. Was hast du anderes erwartet? Die mußt du jetzt bekämpfen." Innerhalb von zwei Stunden – ungefähr – hab ich den Kampf aufgenommen mit dem kapitalistischen Weltsystem – das war ein richtig harter Entschluß. Dann bin ich unheimlich aktiv geworden, habe Schulungen besucht, gelesen: Marx-Engels-Lenin-Stalin-Mao. So richtig eingelesen in die Klassiker des

Marxismus-Leninismus, kämpferische Mao-Reden geschwungen. In der Schule lief alles ganz komisch ab. Ich habe wirklich innerhalb von 14 Tagen eine unheimliche Änderung durchgemacht. Und dann wurde ich auch im Herbst kooptiert, also in den KOV aufgenommen.

Ich hing mich an bestimmte Genossen ran, die ich persönlich sehr gut fand, aber auch irgendwie opportunistisch. Ein Typ, der schien die kämpferische Ruhe in Person zu sein – der ist jetzt auch schon ausgeschlossen – der hatte ein Auftreten, das war für mich Vorbild. Der war in der Zentrale. Ich hab mir überhaupt so unheimliche Vorbilder vorgenommen, kämpferische Gestalten innerhalb der Partei und der Massenorganisationen. Einen hab ich immer sehr bewundert, weil der so schwächlich war und doch so selbstlos gearbeitet hat – fast von Nervenzusammenbruch zu Nervenzusammenbruch die Revolution vorantrieb. Das hat mich sehr beeindruckt.

In der Organisation jetzt fing es erst mal an, für mich romantisch zu werden. Die Zellentermine abends bei zugezogenen Vorhängen, leise sprechend, ein paar Stullen, Tee aus der Thermosflasche: „Genossen, die nächsten Aufgaben stehen an" und so ... Das war erst mal ein Klima für mich, das ich sehr gut fand. Aber diese Zelle war einfach nur ein Konferenzort und der Mensch kam eigentlich nur in negativer Weise zum Vorschein. Der eine Typ z.B. hatte eine Freundin gehabt, die war nicht politisch. Die wollte auch nichts damit zu tun haben, kein Wunder, wie er ihr gegenüber aufgetreten sein wird. Der hat dann in der Zelle gefragt, was er machen soll. Er sitze zwischen zwei Stühlen. Da wurde ihm vorgeschlagen, den einen Stuhl vor die Tür zu setzen.

Hat er das gemacht?

Ja. Und sie hat dann geheult. Das hat er alles erzählt. Das hat er alles mannhaft revolutionär ertragen. Solche Sachen wurden diskutiert, aber eben völlig unpersönlich. Nur ausgerichtet an den Notwendigkeiten. Dazu gab es dann immer so grundlegende Texte wie den Lenin „Über Agitation und Propaganda" und den Kalinin „Wie ein Kader sein soll" und Mao-tse tung „Über den Führungsstil" und solche Texte.

Wir führten dann den Kampf an der Schule. Da war ich Kandidat. Der Kandidatenstatus wurde aber schlampig gehandhabt. Der dauert theoretisch ein halbes Jahr. Ich hab mal eine Mitgliederversammlung mitgemacht als Kandidat, da wurden dann die Kandidatenpfoten immer extra abgestimmt, aber man brauchte eigentlich gar nicht abzustimmen, weil sich sowieso immer alle einig waren, ist ja klar. Es gab schon Auseinandersetzungen, das kann man nicht leugnen. Aber weil da auch 'ne Reihe von fortgeschrittenen Genossen drin waren, spielte sich so eine Diskussion meist wie bei einem Lehrgang ab. Die Typen hatten viel mehr theoretisches Wissen,

die brachten so unheimlich viel Zitate: „Genossen, der Mao-tse tung hat mal gesagt (oder der Kim-il Sung), wir müßten uns mal fragen, wieweit das für uns Relevanz hat . . .“ usw. Und dann gab es einen Genossen, der dagegen gesprochen hat: „Diese Interpretation halte ich für gefährlich, das und das muß man dabei berücksichtigen und das und das hat sich verschoben . . .“ Aber das waren keine verschiedenen Standpunkte, sondern das war immer nur eine Diskussion über das *wie* – grundlegende Zweifel gab es nicht. Obwohl meiner Ansicht nach die wenigsten grundlegend überzeugt waren von dem, was sie gemacht haben, sondern das wirklich nur übernommen haben wie ich selber auch. Man muß das wechselseitig sehen: Wenn nie das Grundlegende auf den Tisch kommt, wird auch niemand danach fragen. Insofern gab es für die Zentrale nie das Problem, ob man das macht oder nicht. Sondern da gab es nur die Frage über das Wie.

Dann kam für mich eine persönliche Durststrecke. Das war die Zeit, wo ich 20 Stunden gearbeitet habe am Tag. Und dann bin ich in die Regionale (Leitung) reingekommen. Da gab es Sachen, die einen faszinierten. Zum Beispiel Treffs in Wohnungen, in die man nur mit einem besonderen Code reinkam, wenn man einen Termin hatte. Das waren Wohnungen, die direkt dafür gemietet waren, in irgendeiner Straße. Du bist angekommen, abends im Dunkeln natürlich, und hattest einen Schlüssel, der lag bei einem Genossen. Der wohnte dann im anderen Stadtteil, da mußtest du hin auf Umwegen natürlich, und genau zu einer bestimmten Zeit da und da sein, und dann konntest du rein. Der nächste kam 'ne Viertelstunde später, damit es nicht auffiel in dem Haus. Es gab natürlich auch Pannen. Einmal wurde in so einer Wohnung was verbrannt im Ofen, der Ofen war aber kaputt und der Qualm kam in die Zimmer rein – und jetzt durfte man die Fenster nicht aufmachen, weil die Jalousien immer runter waren in der Wohnung. Die Leute sollten ja denken, daß das 'ne leerstehende Wohnung ist.

Als ich dann in der Regionalen war, hab ich auch ein bißchen Sympathie von Kaderinnen gekriegt. Ist ja klar, wenn du einen Status hast – steile Karriere – das läuft wie mit einem Abteilungsleiter und Verkäuferinnen. Haare hatte ich schon geschnitten, sonst wäre ich ja nicht in die Regionale gekommen. – Da hab ich halt der Welt entsagt, war also ein richtiger meditativer Schritt – und dann hab ich auch ganz klar karrieristische Vorstellungen entwikkelt. Wann wirst du denn nun befördert und so. Du warst scharf auf Aufgaben von der Zentrale, wolltest die Bourgeoisie wirklich bekämpfen. Bei Demonstrationen war es 'ne Ehre, wenn du eingeteilt warst als Ordner oder die Fahne tragen durftest. Die Partei forderte vom KOV so und so viele Genossen an, und der Verband stellte dann soviel Fahnenträger. Es ist immer gut, wenn man für so was rankommt, weil man auch von der Partei gesehen wird. Das

ist sehr wichtig, dann kann man früher oder später Parteimitglied werden – das war das Ziel, was man verfolgt hat. Mitglied der Partei der Arbeiterklasse !!! Das war der Wunschtraum des einzelnen Genossen.

Es konnte dir auch passieren, daß plötzlich Genossen von der Regionalen kamen: „Genosse, du weißt, wir kämpfen jetzt in Baden-Württemberg, und wir müssen jetzt dort den Verband verstärkt aufbauen. Deshalb mußt du jetzt da die Aufgaben übernehmen. Mit Studienplatz oder Arbeitsplatz mußt du dir was einfallen lassen." In bezug auf private Beziehungen wird man da voll sitzengelassen. Darum sind auch viele Genossen ausgeflippt. Der eine ist z. B. nach S. gefahren, es war sogar alles geregelt in bezug aufs Studium. Aber plötzlich fühlte er sich da total alleine. Es hat ihm da überhaupt nicht gefallen und so hat er über Nacht seine Koffer gepackt und ist verschwunden. Keiner wußte, wo er war. Dann kam eine Warnung: Genosse soundso ist verschwunden, vielleicht war er ein Agent. Naja, das waren so die ersten Ausschlüsse.

Ich war nur mal kurz unterwegs, ich hatte Untersuchungen zu leiten für das Nationale Vietnam-Komitee. „Kämpfen und Organisieren" heißt das. Nach dem maoistischen Prinzip: Kampf-Kritik-Umgestaltung. Das spielt sich so ab: du tauchst mit einem VW-Bus auf, lauter Agitprop-Material drin, und mit großen Lautsprecheranlagen, stellst dich auf den Dorf- oder Marktplatz, wo noch nie die KPD aufgetaucht ist und führst eine Kundgebung durch. Verkaufst mit acht Leuten die „Rote Fahne" und siehst, wie die Leute reagieren. Und schreibst einen Bericht darüber.

Hat man sich auf solchen Reisen nicht doch näher kennengelernt untereinander?

Auf so einer nicht. Aber ich hab mal eine Reise mit anderen KOV-Genossen gemacht. Das war wichtig, weil jetzt plötzlich Freizeit war. Da tauchte die Frage auf: Ferien vom Klassenkampf oder Ferien für den Klassenkampf – und die hat jeder anders beantwortet. Ich, indem ich einen Trip geschmissen hab, der natürlich in die Brüche ging. Das komische war, wir haben uns plötzlich kennengelernt und festgestellt: eigentlich sind wir gar nicht so blöd, auch der Typ von der Leitung nicht, das war ja das merkwürdige. Auf der Reise bildeten sich zwei Gruppen heraus. Das waren die Genossen und die Nicht-Genossen, oder besser die Steher und die Nichtsteher. Die Steher waren darauf aus, Marx zu lesen auf der Reise und spanische Kampflieder zu lernen. Und höchstens mal einen Abend ein Glas Wein zu trinken und dann Schluß. Gerade die waren aber unheimlich oft besoffen, weil sie nichts mit sich anfangen konnten. Die begnügten sich damit, Schwimmen zu gehen. Das waren so richtige Strebertypen.

Und dann war da die andere Gruppe. Das waren Leute, die plötzlich einen Bock hatten, ein Mädchen kennenzulernen, wenig-

stens dort mal. Die den ganzen Tag gute Musik hörten, also Kulturimperialismus, wie das hieß. Da gab es so eine polemische Rechtfertigung innerhalb der Organisation: „Wenn ich schon Kulturimperialismus höre, dann wenigstens guten Kulturimperialismus." Das war eine selbstpolemische Position, man hat sich eigentlich auch nicht so todernst genommen. Das waren die Nichtsteher. Diese Reise war für mich sehr wertvoll, weil ich zu zwei Leuten einen privaten Kontakt bekommen habe. Das muß man sich vorstellen: Auf der Reise gab es ein Zelt, wo ich und noch einer drin waren und da haben wir die „schwarze Führung" gegründet. Ich meine, da spiegelt sich das wider, einfach ein Bedürfnis, das machen zu können, was man will. Das war die eindeutige Fraktion „Ferien vom Klassenkampf".

Du mußt dir das vorstellen: da wurde diskutiert über den spanischen Faschismus und dann kamen wir dazu. Oder wir saßen und hörten Musik und dann kamen die von der anderen Fraktion und wollten mit uns diskutieren, daß das Kulturimperialismus sei. Da haben wir einfach geantwortet: „Wir hören immer solche Musik". Wir haben da also überhaupt nicht mehr politisch diskutiert. Später, als darüber in der Zelle gesprochen wurde, mußten wir dann Selbstkritik leisten, aber das macht man dann ja.

Diese Reise war für mich ein ziemlich wichtiges Erlebnis. Danach fing ich plötzlich an, Musikplatten zu suchen. Plötzlich hatte ich auf meinem Recorder eben die Musik drauf von Platten, die ich vorher alle vernichtet hatte. Die hörten wir in ganz bestimmten Situationen – da war eine phantastische Landschaft, Wasser und Stein, das hatte überhaupt nichts mehr mit Weltrevolution zu tun, ich fühlte mich einfach nur pudelwohl. Aufstehen morgens und die Vögel zwitschern hören, das war ein Erlebnis. Auch wenn ich es bewußt noch nicht wahrgenommen habe, für mich hat sich das darin verkörpert.

Ich kam zurück und wenn ich zu irgendjemand hinkam, zu normalen Leuten, und hörte diese Platten, fühlte ich mich automatisch wie auf der Reise. Diese Musik sprach mich wieder an, ich war ganz perplex. Ich hörte weniger Ernst Busch und die Vereinigten Arbeiterchöre mit Erich Honecker am Schlagzeug – es gibt wirklich so ne Platte, Agitprop mit Schalmeien. Aber ich war dann doch nicht drauf aus, diese Stimmung wieder einreißen zu lassen. Dementsprechend wurde ich auch, nachdem ich Selbstkritik geleistet hatte, in die Regionale gewählt.

Dazu kamen die Vorbereitungen für den Parteitag und damit 'ne neue Linie, die Frage der Supermächte tauchte plötzlich auf. Vorbereitungen, Programmdiskussion und dann Schulverfassungsgesetz. In der Zeit lernte ich auf der Schulsprecherkonferenz ein Mädchen kennen. Ich komme da an, bin ganz perplex: sitzt da ein Mädchen. Das lief dann sehr gut – auch sexuell. Das erstemal so rich-

tig seit langem. Ich war unheimlich verliebt und verband das sofort wieder mit kulturimperialistischer Musik. Naja, die Frau rauchte gerne Shit. Das lehnte ich ja noch ab, aber ich tolerierte es voll. Wir waren eben beide verliebt. Dann wollten wir verreisen und ich hatte keinen Urlaub. Bei der Zelle mußte man sich immer Urlaub holen und die Regionale entschied dann darüber. Auf drei Wochen Urlaub im Jahr hat man Anrecht gehabt als Schüler, weil man ja keine Privilegien gegenüber der Arbeiterklasse haben durfte. Ich bin dann einfach verreist, indem ich gesagt habe: irgendwas ist dringend. Also wieder die Unaufrichtigkeit zu den Genossen, immer ein schönes Gesicht gemacht.

Es lief unheimlich gut mit ihr, war eine sehr schöne Reise. Hab ihr auch gesagt, daß das eben noch Kleinbürger sind und das so beschränkt sehen, sie hat das gar nicht verstanden. Auf der Reise traf ich einen vom KJV – also vom proletarischen Jugendverband – der hatte sich auch so den Urlaub geholt, hatte eigentlich keinen. Ich habe später gehört, daß das viele machen. Bei mir hat die Zelle aber erfahren von der Reise – hab dann halt wieder Selbstkritik geleistet.

Irgendwo hatte ich schon die Perspektive im Hinterkopf: da kannst du nicht mehr bleiben. Jetzt hast du 'ne Freundin, die haben ja alle keine. Mit der Erika hatte ich also ein illegales Bündnis bzw. eine illegale Beziehung. Die wußten zwar alle davon, aber das war insoweit illegal, als wir uns „versteckt" haben, wenn wir halt gevögelt haben, damit das keiner weiß und mich keiner wegholen und stören kann.

Dann sind wir zusammen verreist, nach Frankreich. Die Fahrt war teilweise sehr schön, und teilweise ein Horror. Denn da fing meine Schizophrenie an. Da hab ich mal zusammen mit ihr einen Trip geschmissen und dann habe ich plötzlich auf dem Trip um die armen Arbeiter geweint, nicht richtig geweint, aber du kennst ja die Trauer: um die arme ausgebeutete Arbeiterklasse. Und sie hat immer nur gesagt, um mich wieder runterzuholen: Mann, flipp nicht aus ... ist doch nicht so schlimm, daß die so ausgebeutet sind. Und dann hab ich Angst gehabt, unheimliche Ängste, da kam dann die Sache mit dem lieben Gott, mit meinem Christentum zum Vorschein, was ich verdrängt hatte. Und da kamen dann Sachen wie, daß ich mich bei ihr unfrei zu fühlen anfing, denn irgendwie hat die mich doch sehr an politische Arbeit erinnert. Und dann ist die Sache eigentlich so ausgegangen, daß wir uns getrennt haben auf dem Trip, ich mußte alleine sein. Da hab ich dann Leute getroffen, die hab ich wieder ganz interessiert angeguckt, da wurde der Trip wieder ganz gut. Weil ich mich durch die nicht mehr moralisch unterdrückt fühlte. Weil ich mir sagte: der KOV sieht das ja nicht, der ist ja in Deutschland, ich bin in Frankreich.

Danach haben wir uns wieder gut zusammengefunden, haben

unheimlich gelacht über die ganze Geschichte. Dann hab ich auf der Reise den Entschluß gefaßt, meinen Abschluß zu machen und dann 'ne Lehre anzufangen. Weil ich dachte, meine ideologischen Unklarheiten würden beseitigt, wenn ich zur Arbeiterklasse gehöre.

Zu Hause waren wir noch drei Wochen zusammen. Dann bin ich wieder ausgeflippt. Ich habe den Rainer getroffen, der war schon ein halbes Jahr ausgeschlossen und war gerade auf die Rolling Stones abgefahren. Und dann hab ich ein Mädchen getroffen, die wirklich Paranoia hatte. Die hatte ständig das Gefühl, hinter ihr ist ein KOV-ler her, wenn das Telefon ging. Die traute sich nicht mehr ins Kino, weil da so viele Menschen waren, die fühlte sich ständig kontrolliert und beobachtet. Sie hat halt Angst gehabt, sie hat die Angst nicht bekämpft. Wahrscheinlich ist sie da in so einen Teufelskreis reingekommen. Ich hab leider nie wieder was von ihr gehört.

Und dann trat folgendes ein: Ich sagte der Erika: „Ich trete aus, ich kann das einfach nicht mehr. Hab keine Lust mehr. Und ich führe das jetzt systematisch herbei. Werde meine Abschlußberichte schreiben und die Kämpfe zu Ende führen, die noch anstehen." Dann hab ich mir ein Datum gesetzt, und hab das auch konsequent so entwickelt.

Wie hat sich denn dein Entschluß auf die politische Arbeit in der Schule ausgewirkt?

Dieses Schwanken, diese Inkonsequenz von mir hat mich schon lange ziemlich belastet, aber irgendwann hab ich mich damit abgefunden. Ich bin immer morgens mit unheimlichen Vorsätzen in die Schule gegangen: was ich heute für Agitation mache. Da wurden immer so Schwerpunkte gesetzt, heute ist Griechenland dran, morgen DDR usw. Da muß man dann auch mal vier Kampagnen auf einmal führen . . .Und ich bin immer in die Schule gegangen mit unheimlichen Vorsätzen – und dann hatte ich wieder Angst, was zu machen. Vor der Schulleitung und so. Wenn du dich da selbstopfernd hinstellst und irgendwelche Sachen organisierst, die du für richtig hältst, und dann von der Schule fliegst, dann hast du ja endlich einen Kampf, da hab ich manchmal richtig drauf gewartet. Aber diese Sachen wurden doch nie richtig umgesetzt, weil die Schüler immer dazwischen funkten. Du warst gerade dabei, irgendwas zu machen und plötzlich kommt ein Typ an und meint: „Hier hat der und der Lehrer Scheiße gebaut". Und dann war überhaupt nicht mehr Griechenland auf der Tagesordnung, dann war der Lehrer auf der Tagesordnung. Ich war halt nicht der Typ, der sowas verbunden hat.

In der Klasse haben die mich am Anfang gar nicht verstanden, das war eben ein normales Gymnasium und da gab es wenig Leute, die mit Schülerbewegung zu tun hatten. Und ich war immer begeistert von bestimmten Sachen, die die anderen gar nicht verstanden

haben. Auf einer Klassenreise hab ich mir dann gesagt: Scheiße, wenn die Schüler das alles nicht richtig erkennen, mußt wenigstens du für den Sozialismus kämpfen, ob die Schüler wollen oder nicht. Darauf haben wir mit so einer Sympi-Gruppe völlig abstrakte Kämpfe geführt, die gar kein Schüler begriffen hat. Da kriegte ich allmählich in der Klasse so das Image dessen, der persönlich ganz nett ist – über alle Probleme redet, so übers Bumsen und den Unterricht – der aber halt 'ne Macke hat, der ist eben beim KOV.

Den Gemeinschaftskundeunterricht, den hab ich kaputt gemacht. Der Lehrer wollte immer nur was ganz kleines sagen, vielleicht nur: „Ist das richtig so, wie das und das läuft?" Mehr wollte der gar nicht sagen und ich hab immer geantwortet. Ich hatte keinen Mut zur Pause, sondern kaum war 'ne Pause, da hab ich mich gemeldet, erstmal alles zusammengefaßt, dann analysiert und kritisiert und neu formuliert. Da schalteten die anderen immer ab. Der Lehrer hat das gecheckt, der hat mich immer gefragt: Haben Sie Probleme? Das hat mich verunsichert.

Dabei kam ich auf der privaten Ebene gut mit dem aus, der hat auch ein unheimliches gutes Verhältnis zur Klasse gehabt. Wirklich ein netter Typ. Und dann gab es in der letzten Stunde so was wie 'ne Selbstkritik-Stunde. Aber ich wußte schon vorher: ich hatte nie jemand überzeugt. Meine Referate waren immer katastrophal, die setzten an, wo niemand war und verschwanden in irgendwelchen nebulösen ideologischen Auseinandersetzungen mit Organisationen, die gar nicht existent waren. Z. B. hab ich gegen den KBW Reden gehalten, aber da war gar kein KBW.

Also in dieser letzten Stunde wurde jeder durchgegangen, da haben sie über mich gesagt: der ist eigentlich ein ganz netter Typ und kümmert sich auch um andere und quatscht auch mit anderen – aber auf der anderen Seite hat er eine unheimliche Macke. Der scheint unheimliche Probleme zu haben. Da stand ich dann da, mein Ausschluß stand zwar schon bevor, aber ich war noch in dieser Rolle. Da hab ich plötzlich gesagt: ich trete jetzt aus. Haben sie alle gekiekt. Konnten sie überhaupt nicht verstehen.

Und die Erika ist dann eingestiegen?

Ja, die trat dann in die Liga gegen den Imperialismus ein. Und das ist die Pointe, wenn du so willst. Die wurde da unheimlich aktiv, schnitt sich die Haare, zog sich die modischen Cordjeans aus und zog sich Kampf-Cordjeans an, trug keine engen T-Shirts mehr sondern nur noch weite, damit man nicht mehr das Sexuelle betonte. Das hab ich nicht verstanden, das war keine Reaktion auf unser Auseinandergehen. Ich hab' sie eher ein bißchen mitgerissen. Später hab ich sie nochmal wiedergesehen, wir haben auch gevögelt, aber mehr haben wir nicht gemacht. Und da hat sie auch schon gemeint, sie trete wieder aus.

Was macht die denn heute?

Das weiß ich nicht. Die ist wohl immer noch Schülerin. Ich hab mal von ihr gehört, daß sie nichts mehr politisch macht. Als ich dann raus bin, lief alles chaotisch ab. Ich hab auch diese ganzen Verfolgungsängste gehabt. Die riefen dauernd an: „Wo bleibst du? Wir müssen tagen!" usw. Ich natürlich keinen Mut zu sagen: „Nee, ich will nicht mehr." Hab immer gesagt: „Ich kann jetzt nicht, fühle mich krank", oder weiß ich was. Diese ganze Unaufrichtigkeitsphase, es war sehr schwierig, sich durchzuringen. Ich war dann für den KOV einfach nicht erreichbar. Hab meine Berichte abgeliefert und dem einen Zellengenossen gesagt: „Ich hab keine Lust mehr." Damit war die Sache gelaufen.

Haben die denn nie versucht, dich zurückzuholen?

Einer hat mich nochmal angequatscht, als ich gerade Mäuse geholt habe, für meinen Gecko, so 'ne Echse. Hatte eben auch andere Interessen, Echsen und Warane und so was, und die hab ich mit Mäusen gefüttert. Die Echsen waren im Keller, das waren für mich interessante Tiere, die waren nicht falsch. Die widerten mich nicht so eklig an wie Hunde und Katzen, die was fressen wollen, sondern die lagen eisig da. Und nach drei Jahren beißen die dich genauso in den Finger wie sonst. Die waren völlig unbeeindruckt von dir, du konntest noch so freundlich zu denen sein. Die guckten dich bloß eisig an. Das war sogar unter ihrer Würde, eine Maus zu fordern. Der Gecko war gefährlich. Das Gemeine ist, daß er so 'nen großen Schlund hat. Der beißt dir echt in den Arm rein, außerdem macht der irre Geräusche, die einzige Echse mit Stimmbändern. Der springt zwei Meter weit, ist ein duftes Tier. Der sitzt völlig ungerührt da, mit richtigen Glubschaugen. Das fand ich sehr reizvoll. Trotz der politischen Arbeit hab ich es immer geschafft, für den zu sorgen. Also bin ich Mäuse holen gegangen und da treff ich den einen Kader: „Komm mal mit", sagt der zu mir. Dann sind wir in so 'nen Hauseingang gegangen: „Also Genosse, wie du dich verhältst ist konterrevolutionär!" (Halt Genosse hat er ja nicht mehr gesagt) „Wenn du das nochmal machst, kann dir passieren, daß du einen auf die Schnauze kriegst." So ganz kalt, eiskalt. Ein Typ, zu dem ich vorher 'ne ziemlich emotionale Bindung hatte, das hat mich sehr schockiert. Also den hatte ich lieb, der kam auch immer mit Problemen, war auch auf Festen dabei gewesen.

Auf welchen Vorfall hat er denn angespielt?

Darauf, daß ich Sympis gegenüber gesagt hätte – als die mich gefragt haben, warum ich ausgetreten bin – im Verband sei keine Demokratie mehr. Und als die Sympis mich gefragt haben, ob ein Gespräch mit mir geführt worden ist, hab ich gesagt: nee. Das durfte ich nicht sagen, das war ne interne Angelegenheit.

Die Zelle hat dann unheimlich spöttisch auf mich reagiert. Die haben mich nicht mehr ernst genommen. Die hatten aber auch nie ein menschliches Interesse an mir gehabt. Genausowenig wie ich an

ihnen vielleicht. Oder jedenfalls kam das nicht zum Ausdruck, weil die Atmosphäre eben nicht so war. Wenn du abends im Zimmer sitzt und Beschwörungen hörst, ist nicht die Atmosphäre dazu. Das Schmieden unserer Kader läuft da anders ab, die werden eben wirklich geschmiedet. Es kam halt nie ne menschliche Kritik, sondern immer nur ne politische und das hat mich immer sehr frustriert.

Aber mit dem Spott, da haben sie mich nicht mehr politisch angegriffen, sondern menschlich. Und da hab ich gesagt: wenn ihr mich jetzt so angreift, weil ich mich jetzt so scheiße verhalte, dann liegt das daran, daß ihr das vorher nie kritisiert habt. Man kann sagen: die haben einen seziert, aber nie menschlich – eben nur so ein politisches Sezieren, so pathologisch. Deshalb hat vor einem „klärenden Gespräch" auch jeder Angst gehabt. Weil das immer auf Selbstkritik hinauslief. Und Selbstkritik war eben wie eine Beichte, wo du dich den Genossen echt ausgeliefert hast. Du hast nicht was eingesehen, sondern du hast dich hingeschmissen und dann wurdest du kritisiert.

Das scheint denen Spaß gemacht zu haben.

Na klar, das baut Aggressionen ab, die jeder gegen jeden aufgestaut hat. Man kann plötzlich einen Genossen zur Sau machen, auf eine unemotionale Art. Man kann ja objektive Begründungen anführen: der Genosse hat noch kleinbürgerliche Illusionen, seine Privilegien spielt er noch aus usw. An dem Punkt soll er mal Selbstkritik leisten. – Und dann leistet der Genosse Selbstkritik, was bleibt ihm anderes übrig. Dann hat man einen Sieg errungen gegen ihn. Man hat sich in dem Moment selbst bestätigt, auf Kosten des anderen. Und das ist natürlich eine unmögliche Verhaltensweise.

Hast du dich, als du ausgestiegen bist, als derjenige gefühlt, der betrogen worden ist?

Nee, nicht der betrogen worden ist, sondern als einer, der betrogen hat. Also ich bin der, der die Partei betrogen hat.

Dann siehst du ja die Partei immer noch wie einen lieben Gott.

Ja, emotional bestimmt. Das ist einfach da, ich hab dafür keine rationalen Argumente. Etwa, daß die Partei das nicht ist, und daß sie unterdessen ein kleines Häufchen geworden ist. Darüber bin ich mir im klaren, rational. Aber emotional sag ich mir, vielleicht ist es gerade dadurch gekommen, daß du weggegangen bist. Verstehst du, was ich meine?

Was hast du dann nach deinem Austritt gemacht?

Da hab ich mich unheimlich auf mich selbst gestürzt. Und wieder auch nicht. Meinen politischen Kopf habe ich verdrängt. Allen Leuten hab ich gesagt, ich bin jetzt völlig unpolitisch. Überall bin ich rumgerannt und hab gesagt: „Laß mich in Ruhe mit dem KOV" – obwohl noch niemand was vom KOV gesagt hatte. Wenn ich jemand kennenlernte, sagte ich nach einer Stunde beim Bier: „Ich war auch mal bei den Maoisten, das sind ja Dösköppe!" Damit war

ein Gesprächsthema aufgebrochen, das der gar nicht verstehen konnte. Ich war also nicht mehr in der Lage, Leuten zuzuhören, sondern habe mich nur noch mit meinen Problemen beschäftigt.

Irgendeiner hat mir dann gesagt, daß man leicht dazu neigt, von einem Extrem zum andern zu tändeln. Das mag auf mich zutreffen, aber das kann ich jetzt nicht beurteilen, weil ich in dem anderen Extrem vielleicht noch drin bin. Das heißt, ich will mit dem ganzen Scheiß nichts zu tun haben. Ich muß jetzt lernen, das Kind nicht mit dem Bade ... also das ist bei mir auch nicht mehr da, das Kind, oder ich will nicht, daß es da ist, erstmal. Wenn ich mir eine politische Überzeugung schaffen will, eine neue, dann muß ich praktisch ganz von Null anfangen. Der neueste Punkt ist der Nullpunkt.

Ich versuche jetzt nicht, das andere Extrem zu vermeiden. Sondern sage mir: was soll das, ist ja nicht so schlimm. Also konkret: wenn ich irgendwo hinkomme und Ernst Busch höre, ist das so, wie wenn ich zu meinen Eltern komme und die hören choralische Gesänge. Da flippe ich aus, werde ich wütend.

Irgendwann, als ich dann studierte, kam ich mir vor, als wenn ich die ganze Zeit über Theater gespielt habe. Das Einstudieren einer Rolle war das. Mit der totalen Hingabe. Und der Regisseur war die ganze Organisation. Jeder. Jeder andere Genosse. Denn jeder hat mir was anderes abverlangt, ein jesuitisches Regime. Aber ich konnte, und das ist ja die Schizophrenie, mich jederzeit in den alten Zustand zurückversetzen: „Genossen, wie wir hier jetzt sitzen, das ist nicht gut, man muß sich jetzt echt mal zusammennehmen ..."

Und da ist noch ein Problem: das Selbstbewußtsein, das du dir als Kader angewöhnen mußt – was z. B. bestimmte Möglichkeiten bietet, nach außen sicher zu wirken – dieses Selbstbewußtsein ist nicht mehr da, wird nicht mehr bestätigt. Denn so würde mich ja keiner mehr beurteilen von den Leuten, die ich jetzt kenne. Da fangen wieder andere Bewertungen an, andere Wertvorstellungen. Und da fehlt mir eben das totale Selbstbewußtsein, weil ich jetzt eine zweijährige Entwicklung nur in einem Bereich vollzogen habe. In den anderen Bereichen aber nicht. Bin ich zwei Jahre zurück oder nicht zurück? Nein, zurück ist nicht richtig – aber die fehlen mir. Das merke ich unheimlich, denn ich habe zwei Jahre nicht erlebt – eben nur dort. Ich fühle mich deswegen total unsicher. Alle anderen haben das nicht gemacht und sind mir darum irgendwo überlegen.

Worin bestand denn dein Selbstbewußtsein im KOV, war das nicht eine ganz künstliche Sache?

Wie schon gesagt, das beruhte eher auf Schauspielerei. Man mußte sich bemerkbar machen, sich sehen lassen, reden. Wenn du auf Veranstaltungen bist, reicht das natürlich nicht. Du mußt auch so tun, als ob du über alle Aufgaben Bescheid weißt und die nächsten Kampfschritte gut zusammenfassen kannst. Dann mußt du kämp-

fen können bzw. so tun, als ob du kämpfst. Immer abgehetzt aussehen, unheimlich viel Termine und einen richtigen Stundenplan nachweisen und dann kannst du Karriere machen. Und persönliche Opfer anführen: „Mann, schon wieder nicht zum Zahnarzt gekommen". Wenn sich so was rumspricht: „Mensch, der Genosse kämpft mit großem Einsatz!", dann machst du Karriere. Und dann das Märtyrertum, das ist das höchste, was man werden kann; wenn man Märtyrer war, dann war man sehr gut. Dann wird darüber geredet im Verband und überall. Man zeigt, daß man wirklich kämpft.

Wenn du dann noch den heroischen Entschluß faßt, Proletarier zu werden, ist das vorbildlich. Ich kannte so einen Typ. Der hat immer Geschichten aus dem Betrieb erzählt und das war natürlich faszinierend. Das war ein merkwürdiger Typ, der Frauen aufriß, wie Sand am Meer. Alle Frauen staubte er ab, die er konnte. Irgendwie hab ich das immer bewundert. Aber in Wirklichkeit steckten da auch viele Probleme dahinter. Der ist wie ein Popstar an die Sache rangegangen, so ganz cool. Sprach immer von Emanzipation, aber das kannst du vergessen. Mädchen, die in ihn verliebt waren, hat er erstmal mitgenommen, und dann hat er sich unheimlich Scheiße verhalten. Das zeigt so ein bißchen, was ein Kader war. Das ist so ein Typ gewesen, der sich verhalten hat wie Mick Jagger anders war das nicht, so brutal kannst du das wirklich sagen. Also den könnte ich mir unterdessen, wie ich ihn das letzte Mal gesehen habe, als KGB-Typ vorstellen mit Ledermantel und Hut im Gesicht.

Also ich hab Angst, wenn dir dauernd einer erzählt, wir kommen an die Macht und wir sind schon fast an der Macht – und wenn wir die proletarische Diktatur errichten, dann geht es Übeltätern aber schlecht – dann willst du ja kein Übeltäter sein. Da verhalt ich mich lieber taktisch, damit die mich nicht in die Hand kriegen. Ich hab jetzt keine Alpträume mehr, aber wenn mir ein Typ gegenübersteht, dann bin ich eben in der Situation zu glauben, er hat Macht über mich. Er kann mich kategorisieren als „Verräter der Arbeiterklasse" oder als „Freund der Arbeiterklasse" – oder als „Bündnispartner". Ich will aber gar nichts sein ihm gegenüber. Ich halt mich da völlig raus. Ich bin jetzt so ein Schachspieler geworden. Ich spiele Schach, höre Rolling Stones und freu mich an der Welt. Auf der letzten KPD-Veranstaltung, auf der ich war, da hab ich allerdings Angst gehabt vor denen. Da kann ich nicht sympathisieren, wenn die von der Stärkung der Bundeswehr reden. Ich kann nicht mehr mit Leuten sympathisieren, die so kaputt sind, daß sie psychisch und politisch so einen Schaden anrichten.

Kennst du noch andere, die ausgestiegen sind, und was machen die?

Der eine flippt rum, liest Hermann Hesse und den „Herrn der Ringe". Der andere spielt Musik, der nächste macht Jungdemokraten. Wieder der nächste sagt: „Die KPD ist doch noch in Ordnung". Weil er damit immer noch nicht fertig ist, weil er sich nicht

traut. Wenn man solche Leute kennenlernt, muß man unheimlich opportunistisch vorgehen, anders kann man das nicht nennen. Du mußt tun, als hättest du für dich eine Lösung gefunden, so wie es der Erwin macht: „Also Genossen, wir müssen aus der Erfahrung lernen und eine neue Partei aufbauen." Das ist zum Beispiel auch so eine Art, wie man damit fertig wird.

Was ist denn an der Gegenwart Scheiße für dich?

Ne Lebensangst, die auch bestimmt ihre Wurzeln im KOV hat. Oder Existenzangst. Die Sorge um die Zukunft: was sollst du machen? Was willst du machen? Was sind deine Bedürfnisse? Kannst du diese Bedürfnisse überhaupt befriedigen? usw. Da kommen Gedanken an Selbstmord rein. Und da bin ich irgendwie auf einem Tiefpunkt. Da merke ich, was jetzt nicht subjektiv an mir liegt sondern objektiv an der Situation vor mir . . ..Aber das ist eine lebende Angst. Eine Angst, die vergleichbar ist – kennst du den Roman von Feuchtwanger – da kommen so Gestalten drin vor, die sich durch persönliche Angst hindern, was zu machen. Gerade weil sie dagegen nichts machen, wird die Angst noch größer. Bei mir ist das eine persönliche Angst vor Menschen. Vielleicht, weil ich nach der Geschichte mit dem KOV überall auf Leute gestoßen bin, die höhere Kader waren oder auch untere, die dieses Verhalten haben: dieses sich Buckeln vor dem anderen und mit dem Mut zur Wahrheit nicht rausrücken. Oder Leute, die Steher sind, und wenn es noch so blöd ist, was sie vertreten.

Diese Angst führt zu völlig blödsinnigen Handlungen. Zum Beispiel verabrede ich mich mit einem Mädchen und gehe nach 10 Minuten weg, weil ich Angst habe vor dieser Beziehung. Ist verrückt irgendwo, aber . . . davor hab ich auch Angst. Irgendwo ist es das totale Fehlen von Selbstbestätigungsmöglichkeiten. Ich neige jetzt unheimlich zu einer resignativen Haltung. Das finde ich nicht gut. Das ist auch eine Sache, die ich alleine machen muß. Weil ich glaube, daß die Situation von anderen nicht mehr nachvollziehbar ist. Ich will auch andere damit nicht belasten.

Könntest du dir vorstellen, da wieder einzutreten?

Nein, nie mehr.

Auch nicht mit dem Ziel, das oberste zu unterst zu kehren?

Wenn ich erkennen würde, daß das eine historische Notwendigkeit wäre, dann würde ich mich absetzen. Bis ich mich nicht mehr absetzen kann. Würde mir eine einsame Insel suchen oder an den Nordpol auswandern – aber nie wieder! Nie wieder diesen Leuten ausgeliefert sein. Darum kriege ich immer einen kalten Rücken, wenn Ernst Busch singt. Weil ich Ernst Busch nur unter diesem Vorzeichen kenne. Da kriege ich Angst – jämmerliche Angst. Da bestätigt sich Antikommunismus teilweise für mich. Karrierismus, der Mensch ist nicht veränderbar. Also irgendwie geniale Verschwörung steckt dahinter.

„Leben für die Partei" – und was das kostet

Vorspiel

„Sei um 10 Uhr am Sonnabend Vormittag an der Drogerie am Schillerplatz eine ‚Rote Fahne' unter dem Arm, die Genossen erkennen dich dann!" Diesen Satz bekam ich am Kontakttelefon der KPD/AO zu hören, als ich um ein Gespräch mit der Partei nachsuchte. Wie war ich darauf gekommen, gerade diese „Partei" um Organisierung anzugehen?

Während meiner Lehrzeit als Buchhändler „politisiert", hatte ich die Studentenbewegung seit September 1967 „mitgemacht", als Fußvolk bei unzähligen Teach-ins, Demonstrationen und ein paar Straßenschlachten. Wegen Demonstrationsdelikten verurteilt und wieder amnestiert, hatte ich 1970 bei der scheinbar endlosen Aufsplitterung überhaupt keine Übersicht mehr.

Meine Freundin, unser Kind und ich zogen nach Amsterdam zu Freunden, ich arbeitete dort im Buchhandel und – erstmals – auf dem Bau. Kontakt- und Sprachschwierigkeiten, Überdruß an der Hippie-Scene ließen uns bald nach Deutschland zurückkehren. Das Neue, das wir uns von Amsterdam versprochen hatten, hatten wir dort nicht erlebt. Nach meiner Rückkehr hatte ich einfach den Wunsch etwas zu „machen", die bestehende Leere zwischen Arbeit und Konsum endlich sinnvoll anzufüllen. Kurz: ich suchte nach einer Art „Lebenssinn".

Da ich im Buchhandel keine Arbeit fand, jobbte ich als Bauhelfer.

Der erste ernsthafte Kontakt mit Arbeitern, das Wahrnehmen von wirklichem Klassenbewußtsein, so verschüttet oder verdreht auch immer, hat mich damals tief beeindruckt.

Die abschreckende Subkultur des Hippie-Lebens in der Erinnerung, die vermeintliche Erkenntnis des harten „Klassenalltags" vor Augen brachten mich in Verbindung mit meiner „theoretischen Einsicht" in die Notwendigkeit einer straffen Organisation dazu, mich bolschewistisch, d. h. unter einer einheitlichen Führung einzuordnen. Wie ich allerdings die Wahl meiner zukünftigen Organisation betrieb, das war nicht gerade besonders „leninistisch". Verwirrt von den vielen politischen Gruppen holte ich mir die „Zentralorgane" der „Parteien", die mich interessierten. Gelesen oder kritisch durchgearbeitet habe ich die aber kaum. Ich habe die Zeitungen durchgeblättert, war eher beeindruckt vom Lay-Out oder vom Stil der angelesenen Artikel. Den Ausschlag für die KPD gab eine mit der „Partei" sympathisierende Studentin. Naja!

Ich arbeitete damals mit einem Kollegen zusammen auf dem Bau. Der war unzufrieden mit dem Stumpfsinn des Arbeitsalltags, flüchtete öfter in die Sauferei, suchte ebenso wie ich.

Jedenfalls besuchten wir mal meine Bekannte und unterhielten uns lange und mit sehr viel Begeisterung über revolutionäre Politik, über die Bedingungen und Zwänge des Kapitalismus. Das leninistische Organisationsmodell erschien ihm damals genauso logisch wie mir als einzig mögliche Antwort auf die herrschenden Zustände.

Später sagte uns unsere Kontaktfrau, Informationen über die Partei dürften nur durch die Partei selber erfolgen. Also machten wir, jeder für sich, unseren ersten Termin mit der „KPD/AO".

Kooptationsgespräche

Grundsätzlich werden Kooptationsgespräche einzeln durchgeführt, unser gemeinsames Bedürfnis, unsere gemeinsame Erfahrung auf dem Bau wollte die „Partei" nicht berücksichtigen. Kurios bei solchen Gesprächen ist, daß kein politischer Meinungsaustausch stattfindet, sondern daß beide Seiten nur auf ein positives Ende hinsteuern. Später, als Kader habe ich die gleiche Situation umgekehrt erlebt: ängstliche und verhaltene Äußerungen von dem, der in die Gruppe hineinwill, eine politische Heimat sucht. Natürlich wurden die Familienmitglieder, etwa meine Frau, überhaupt nicht miteinbezogen. Ab einem bestimmten Zeitpunkt durften sie nicht einmal mit zuhören, wegen der verdeckten Arbeit der Partei. Hätte sich meine Frau auch organisieren wollen, wären mit ihr extra Gespräche geführt worden. Freunde bzw. Freundinnen wurden bewußt in andere Sympathisantenzirkel gesteckt. So wurde mein Schwager auch in einen anderen SZ organisiert als ich.

Inhalt der Gespräche war die Politik der Partei, Stellung zu anderen politischen Gruppen usw. Von mir wollte man meine politischen Ansichten zu verschiedenen aktuellen Problemen hören, meine Motivation (warum gerade die KPD/AO?), mein Verhältnis im Betrieb zu den Kollegen, meine politische Vergangenheit, meine Stellung zur SEW. Die Gespräche zogen sich zu meiner Unzufriedenheit wochenlang hin. Mein Kollege war schon längst organisiert, mit mir hatte man wohl mehr Schwierigkeiten, denn ich hatte eine politische, ja eine „trotzkistische Vergangenheit". Dann gab es eine große, vereinigte 1. Mai-Demonstration unter Beteiligung der damaligen K-Gruppen. Viele Freunde von mir marschierten mit uns und ich hatte das Gefühl, den Anfang einer neuen Massenbewegung mitzumachen, endlich politisch etwas zu erreichen, wirklich vorwärts zu kommen. Kurz danach wurde ich in einen Sympathisanten-Zirkel der KPD kooptiert.

Sympathisant

Die Kooptation bedeutete eine verpflichtende Mitarbeit im Sympathisantenzirkel. „Die Politik an die erste Stelle setzen!" war unser allumfassender Leitsatz. Die Arbeit im SZ bestand hauptsächlich aus Schulung, Verkauf der „Roten Fahne" (einmal pro Woche vor einer Fabrik, einmal im Stadtteil), Agit-Prop-Arbeit (Unterschriftensammlung, Hausbesuche der beim RF-Verkauf angefallenen Adressen, Info-Stände, etc.), Mitarbeit in einer der vielen „Massenorganisationen".

Die Sitzungen hatten etwas von Schulstunden an sich. Da wir uns auch „privat" kannten, alberten oder sprachen wir ungezwungen vor der Sitzung. Dann wurde die Tagesordnung abgespult: Protokoll, Schulung, RF-Verkauf, Aktivitäten im Stadtteil, Termine. Die Schulung wurde anhand eigener Schulungshefte durchgeführt und bewegte sich meist auf einem abstrakten Niveau. Die Politische Ökonomie und die Grundlagen des Dialektischen Materialismus haben wir kaum verstanden, geschweige denn praxisbezogen anwenden können.

Nach der Schulung kam meist ein großes Aufatmen. Offen zugegeben wurde das Nichtverstehen selten, weil es diese ganze Art der Schulung in Frage gestellt hätte. Peinlich einseitig war die Besprechung neuer Einschätzungen und Linienänderungen der Partei. Es gab nie eine wirkliche Grundsatzdiskussion, wir konnten nur Verständnis-Schwierigkeiten vorbringen, ansonsten mußten wir das von oben Herabgegebene widerkäuen.

Fernbleiben von Terminen mußte entschuldigt werden. Heilig war nur der Samstagabend. Bis auf ein oder zwei freie Abende hatten wir jeden Wochentag belegt. Wenn ich Glück hatte, konnte ich nach der Arbeit noch nach Hause, oft ging es mit Terminen aber gleich durch bis 23 Uhr.

Als Bau-Lehrling mußte ich morgens um 7 Uhr anfangen und körperlich schwer arbeiten. So verschärfte sich meine gesundheitliche, insbesondere nervliche Situation immer mehr. Der Druck und die „feindliche" Umwelt, die wir bei jedem RF-Verkauf, bei jeder Demonstration, bei Hausbesuchen, bei Briefkastenaktionen handfest verspürten (wir fingen immer im 4. Stock an, die Flugblätter durchzustecken!), all das ließ uns enger aneinanderrücken und manche persönliche Abneigung in den Hintergrund treten. Ein Vergleich aus der Baustatik: wie bei einem Brückenbogen stützten wir uns gegenseitig. Wurde jedoch ein Stein herausgenommen, dann gab der ganze Bau nach. Nur so erklärt sich die scheinbar aggressionsfreie Atmosphäre innerhalb des SZ.

Probleme in der Beziehung

Natürlich verschärften sich dann schnell die Probleme zwischen Jutta, meiner Frau, und meinem Sohn und mir. Ich war praktisch

nur noch Schlafbursche, der ab und zu verköstigt wurde. Alles unter dem Motto: wenn der Mann schon politisch arbeitet, soll ihn die Frau dabei wenigstens unterstützen, indem sie ihm die anteilige Hausarbeit abnimmt. Das war ernsthaft eine ganze Weile meine ideologische Rechtfertigung. Von der Partei wurden Genossen oder -innen als vorbildlich hingestellt, wo beide Partner organisiert waren, ja, die obendrein noch Kinder hatten. Wie ich später herausfand, kaschierten diese Leute einfach ihre Probleme besser. Jedenfalls litten die Kinder immer darunter und in fast allen Fällen machte die Frau den Haushalt zusätzlich. Meine Frau lehnte die Partei von vornherein – „instinktiv" wie sie sagte – ab. Als jemand, die aus einer Arbeiterfamilie stammte, sogar mit kommunistischer Tradition, erschienen ihr die Studentenkader als Lehrer. Sie meinte, einerseits verehren die Kader die Arbeiter blind, auf der anderen Seite lassen sie sich herab, etwas für diese armen, unterdrückten Schichten zu tun, um ihr eigenes schlechtes Gewissen zu beruhigen. Sie fühlte sich als Statist, der von der Partei benutzt wird, während ich der ehrlichen Meinung war, mich in dieser Partei zu verwirklichen, Politik für mich und die anderen Arbeiter zu machen. Ein weiterer Punkt war die Sprache. Sie meinte, daß die „Rote Fahne" höchstens als Schlafmittel zu gebrauchen sei. Meinen Wunsch, etwas Neues machen zu wollen, erkannte sie an, wehrte sich aber gegen die immer stärker werdende Vereinnahmung meiner Person durch die Partei.

Auf dem Höhepunkt dieses Konflikts wollte sie meine gesammelten „Roten Fahnen" aus dem Fenster werfen, mit Rücksicht auf die Nachbarn hat sie nur meinen Schreibtisch restlos abgeräumt.

Lösungsversuche meinerseits zielten immer nur auf die Unterordnung ihrer Interessen unter die Partei. Aber wie die Partei sich ihr darstellte im *täglichen* Leben, mußte sie die einfach ablehnen.

Ein Beispiel: in einer „Arbeiterrunde" der KPD/AO diskutierten wir die bevorstehenden Preiserhöhungen der öffentlichen Verkehrsmittel. Nach den einleitenden Beiträgen entstand – wie oft – einfach keine Diskussion. Da meinte Jutta, wir könnten ja auch die BVG boykottieren und „Rot-Punkt"-Aktionen, Fahrrad-Aktionen usw. machen. Da lachten aber die Genossen Kader herzlich. Die Arbeiterklasse auf dem Fahrrad! Das mußte man sich mal vorstellen. Und gegen „Rot-Punkt"-Aktionen war die Partei sowieso. Jedenfalls war diese Reaktion auf den ersten „freien" Beitrag unverhohlen überheblich und arrogant.

Jutta war stocksauer, weil man über ihren Vorschlag gelacht hatte, und weil man auf sie und ihre Argumente gar nicht einging.

Mit ihrem grundsätzlichen Mißtrauen gegen Führungsansprüche jeder Art, machte sie ihre Meinung an dem Auftreten der Partei, ihrer Vertreter – also von meinen Genossen – ihr gegenüber fest.

Natürlich lernte sie andere auch nicht als die Frau Lisa XYZ kennen, sondern als Freundin Lisa von dem Genossen Soundso. Also Frauen als Anhang von Kadern, nie als selbständig agierende.

Enttäuscht war sie vor allem darüber, daß ich meinen Lernprozeß nicht schneller machte, daß ich nicht früher sah, wie unmöglich dieser Weg war.

Je mehr wir zur „In-Group" wurden, je mehr die Partei in den absoluten Mittelpunkt meines Lebens rückte, destoweniger Zeit hatte ich für meine alten Freunde, meine Kollegen und Verwandte. Ich sah sie nur noch als Objekt meiner politischen Bemühungen. So blätterte ich bei Eröffnung einer neuen Kampagne mein Adressbuch durch, frischte planmäßig meine alten Kontakte auf, um „nebenbei" zumindestens noch eine Unterschrift zu ergattern. Besuchte ich jemand wirklich ernsthaft, gab es kaum noch Gespräche. Ich hatte andere Probleme, dachte „politisch", was sollte ich da noch zu den individualistischen Problemen meiner Freunde sagen.

Jedenfalls versiegten meine „Außenkontakte" mit der Zeit. Jutta fing zu dieser Zeit zu arbeiten an und akzeptierte mein politisches Engagement mehr, damit auch ihre Rolle in Hausarbeit und Kindererziehung. Es war ein „Kompromiß" dessen Folgen – nämlich die Arbeit – sie alleine zu tragen hatte. Ich hatte ein ruhigeres Gewissen.

Unternehmungen

Willkommene Abwechslung im Parteialltag waren Busfahrten nach Westdeutschland. In regelmäßigen Abständen wurden wir in Busse oder Bahn oder Privatwagen „verfrachtet", um für irgendetwas Kulisse abzugeben (Kongresse, Großveranstaltungen, Demonstrationen). Was uns bei den Fahrten ausgesprochen Spaß machte, war, daß wir Genossen oder Genossinnen in einer ganz anderen Situation kennengelernt haben. Die Möglichkeiten dazu waren sehr verschieden: Man konnte entweder saufen oder herumalbern, also endlich mal rekreieren. Oder einmal wirklich längere, gründlichere Gespräche führen.

Viele Genossen waren auf so einer Fahrt wie ausgewechselt. Typische Klassenfahrtsituationen stellten sich her: In den hinteren Reihen wurden Kinderlieder oder Schlager gesungen, weiter vorne übers Mikrophon die Kampflieder der deutschen Arbeiterklasse angestimmt. Peinlich wurde es, wenn Genossen vorn uns über das bevorstehende Ereignis „aufklärten". Wurde es zu pathetisch und lächerlich, dann gab es Widerspruch: Schnauze halten, wir wüßten schließlich warum wir im Bus sitzen! So etwas konnte man natürlich nur mit „gleichen" Kadern machen, höhere Genossen wurden ziemlichst geachtet.

Da wir meist nach Stadtteilen oder Berufszugehörigkeit orga-

nisiert fuhren, waren wir besser zu verplanen und individualistische Einzelgängerei war ausgeschlossen. Gleich nach der Ankunft in dem betreffenden Ort wurden wir eingeteilt in Hinblick auf das jeweilige Ereignis. Allerdings hatten wir zwischendurch immer noch Zeit. Dann kam es in den Kneipen oft zu Saufereien oder – im Sommer – war so ein Trupp gar nicht mehr aufzufinden. Nicht etwa hatten die Polizeibüttel diese Kollegen weggefangen, sondern die machten im Stadtbad oder auf der Liegewiese „Agitation". Ausreden für so was gab es immer genug: Ortsunkenntnis, falsche Planung, leitende Genossen verfehlt!

Mit der Zeit nahmen diese Fahrten immer mehr zu und wir wurden zu „Demo-Vieh". Wenn diese oder jene Demonstration dann keinen sichtlichen Fortschritt deutlich machte, hatten wir das Gefühl, umsonst gefahren zu sein. Wären wir zuhause geblieben, es wäre dasselbe geblieben. Zunehmend suchte ich also nach Gründen, um mich vor diesen Fahrten zu drücken. Das ging bei mir ganz gut (familiäre Verpflichtungen, Arbeitssituation). Im Herbst 1972 jedoch wurde ich nach neuen Gesprächen („Qualitätsprüfung" im laxen Sprachgebrauch) als Kandidat, also unter Vorbehalt (und ohne Stimmrecht) in die Partei aufgenommen.

Die kurze Karriere

Ich war damals schon wieder als Lehrling auf dem Bau. Als Kader wurde nun aber mehr Einsatz und Leistung, vor allem in intellektueller Hinsicht, von mir verlangt. Da waren zusätzlich endlose Protokolle, Schulungsvorschläge der diversen Ebenen zu studieren, theoretische Ausarbeitungen von höchster Ebene für unsere Sympathisanten in verständliche Kurzfassungen zu bringen. Man wollte zwar bei mir berücksichtigen, daß ich Familie hatte. Aber meistens lief das so, daß bei einer Zellensitzung noch jemand für ein Gespräch, Besuch, Termin gebraucht wurde. Ich war derjenige, der noch Zeit hatte, also machte ich es, sonst hätte ich der Partei gegenüber ein schlechtes Gewissen gehabt. Die ersten gesundheitlichen Beschwerden tauchten bald auf.

Zunächst war ich durchaus stolz, jetzt direkt zur Partei zu gehören. Ich hatte es schließlich geschafft. Wo manch anderer abgesprungen war, ich hatte es geschafft. Ich gehörte zur „stählernen Vorhut des Proletariats". Umso erbärmlicher war mein Verhalten meiner Frau und meinem Sohn gegenüber. Szenen, in denen mir mein Sohn hinterherlief, „Papa, Papa hierbleiben" brüllte, ich aber „tapfer" zu meinem Termin trabte, waren fürchterlich. Natürlich rannte ich auch vor meinen Familienproblemen in den Schoß der Partei.

Zu Jutta hatte ich faktisch keine Beziehung mehr, wir waren eben verheiratet und wohnten in einer Wohnung. Durch die Reisen nach Westdeutschland lernte ich auf den Fahrten natürlich

auch Genossinnen besser kennen und so verlagerte sich auch diese Art der Beziehung in die Partei. Zynisch, aber treffend: Vereint kämpfen, vereint schlafen! Als ich Jutta schließlich von einer Freundin in der Partei erzählte, traf es sie nicht so sehr, daß da „eine andere" im Spiele war. Schlimmer war, daß sie immer gedacht hatte, ich hätte aus Terminmangel keine Zeit mehr für sie und unseren Sohn. Damals erkannte sie im Gegensatz zu mir, daß diese „Außenbeziehung" eine Folge meiner politischen Arbeit war. Aber sie sah auch meine Freundin als Opfer der Umstände. Umso schärfer kritisierte sie mich, als ich kurz und brutal die Beziehung zu dieser Freundin abbrach. Unmöglich war, daß ich bei diesem Bruch die Belastungen durch politische Arbeit als Grund angab. Dabei wollte ich nur die Beziehung zu Jutta retten. Die machte mir schließlich den berechtigten Vorwurf, meine Freundin nicht als Mensch behandelt zu haben, sondern als eine Figur auf einem Schachbrett, die ich nach Belieben benutzte – genauso, wie mich die Partei als Figur benutzt hatte.

Mein rücksichtsloser Umgang mit Jutta und den Frauen, die ich damals kannte, hat mir später viel mehr Kopfzerbrechen bereitet als der Verlust der „Mutter Partei". Daß ich dabei ebenso rücksichtslos mit mir selbst vorgegangen bin, war mir zwar nicht so scharf bewußt, aber gespürt habe ich diese Leere, diese Verarmung, diese Unfähigkeit zu einer menschlichen Beziehung wohl. Ich konnte es nicht definieren.

Durch die mörderische Anspannung im Parteibetrieb gingen viele Beziehungen zu Bruch. Diese Genossen stürzten sich entweder noch hektischer in die Parteiarbeit oder führten auf der Suche nach einer „normalen" Beziehung ein chaotisches Leben. Prompt waren diese Genossen auch stets für die Parteiarbeit verloren, mußten ausgeschlossen werden, wenn sie eine neue Beziehung anfingen. „Der Kollege zieht sich ins Privatleben zurück", hieß es dann verachtungsvoll.

Die Genossen in meiner Zelle hörten natürlich mit Sorge, daß ich mit anderen Genossinnen schlief. Zunächst wurde das mit zwinkerndem Auge geduldet. Erst als die Qualität und vor allem die Quantität meiner Arbeit in Gefahr geriet, bekam ich Schwierigkeiten mit der Organisation. Mit der einen Genossin habe ich dann während einer Sitzung wohl heftig „geflirtet", das wurde streng gerügt. Man forderte mich auf, wieder die Politik an die erste Stelle zu setzen. Aber es wurde nie nach den Grundlagen für so ein Verhalten gefragt.

In unserer Grundorganisation, sprich Zelle, herrschte vor allem eine Arbeitsatmosphäre. Wir waren eine Schaltstelle und vermittelten die Richtlinien, die per Protokoll von „oben" kamen, an unsere verschiedenen Sympathisantenzirkel und Ausschüsse weiter. Umgekehrt genauso. Ständig mußten Lageberichte aus diesen Ausschüs-

sen erarbeitet werden.

Unsere eigentliche Arbeit, die Verankerung der Partei im Stadtteil über die Lebens-, Arbeits- und Wohnbedingungen kamen dabei immer zu kurz, trotz aller Arbeitspläne. Solche Berichte wurden in Gewaltsitzungen am Wochenende oder in Nachtarbeit durchgezogen.

Wir hätten als Zelle ebenso woanders arbeiten können. Keiner von uns wohnte in dieser Straße. Keiner hatte persönliche oder direkte Interessen an dieser Straße. Die Leute in der Straße interessierten sich für uns kaum. Jedenfalls griffen wir in 2 Jahren z. B. in keinen einzigen Mietkonflikt ein. Peinlich konstruiert waren unsere Antworten, wenn die Leute fragten, wo wir denn wohnen würden. Ja, da und da, aber dort sei die Kommunistische Partei noch nicht so weit und so würden wir hier arbeiten, wo schon fortschrittliche Menschen organisiert kämpfen würden. Wenn wir dann meinten, die Massen seien noch nicht so weit, seien nicht zu mobilisieren, galt das als eine Art „Wehrkraftzersetzung" und wir wurden mit Sprüchen abgespeist. Ließen uns abspeisen.

Ebenso liefen die Auseinandersetzungen über die hohe Arbeitsbelastung. „Genossen, in der gegenwärtigen Phase, in der wir alle Kräfte anspannen müssen, um offensiv die Verschlechterung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Werktätigen durch die arbeiterfeindliche Brandt-Regierung entgegenzutreten . . ." Gegen solche Phrasen konnten wir nicht an, das wäre Kritik an Grundsätzen der Partei gewesen. Und damals hatte ich Angst vor einem Ausschluß, vor dem Verlust meiner politischen Heimat.

Es gab eine Wertskala – natürlich nicht offen zugegeben – innerhalb der Partei für die Menschen, die sie bildeten. An der Spitze standen natürlich die leitenden Genossen, insbesondere die proletarischen. Das setzt sich fort bis in die untersten Ebenen, immer sind die proletarischen wichtigere, bedeutendere, bessere Genossen oder Kumpels. Kernig sind die auch, sehen ein Problem klar und packen zu, nicht wie Studenten. Diese, wie auch die Schüler stehen am unteren Ende der Skala. Am unteren Ende der Skala befinden sich die Mitglieder von Massenorganisationen, im entlarvenden Sprachgebrauch der Partei „die Sympis".

Durch die Linie des KSV „Dem Volke Dienen" entstand insbesondere bei vielen Studenten ein schlechtes Gewissen, was ihre Herkunft und ihre studentische Situation betraf. Eine blinde Verehrung für das Proletariat als revolutionäre Klasse und dieses schlechte Gewissen waren der Boden für eine handfeste Ausbeutung der Studenten durch die Partei. Wir konnten etwa Studenten, die uns bei Verteilung oder Verkauf zugeteilt wurden, nach Herzenslust herumkommandieren. Die „Studies" wurden zu Genossen 2. Klasse und zu Material. Typisch studentische Verhaltensformen, vom KSV hart bekämpft, aber längst nicht ausgerottet, ta-

ten ein übriges.

Arbeitsplatz und Berufsschule

Die Kollegen in der Firma waren für mich in erster Linie Agitationsobjekte. Bei der Arbeit wollte ich jede Gelegenheit zu Gesprächen nutzen. Ergebnis war, daß ich überhaupt kaum etwas von „meiner Linie" zeigte. Noch schlimmer: die Kollegen zwangen mich zu sprechen, weil sie genau spürten, daß ich anders als sie dachte. Sie provozierten mich und ich mußte mich verteidigen. Oft hatten diese Gespräche keinen ernsten Charakter. Ein Kollege konnte fürchterlich reaktionären Unsinn quatschen, den er aber nicht ernsthaft vertrat, weil er genau wußte, daß ich darauf antworten mußte, um nicht mein Gesicht zu verlieren. Flüchten konnte man höchstens mit einem müden „Mensch, laß mich in Ruhe". Aber dann wurde weitergestichelt. Erst nach dem Austritt aus der Partei konnte ich wieder freier und vor allem offensiver meine politische Meinung sagen.

In der Berufsschule verhielt es sich anders. Nach kurzer Zeit als „Roter" erkannt, war ich zunächst Zielscheibe heftiger Aggressionen. In einer Sozialkunde-Unterrichtsstunde konnte meine Lehrer nur knapp Gewalttätigkeiten gegen mich verhindern. Allerdings blieb ich hier immer in der Offensive. Schülern, die sich ernsthaft mit mir anlegen wollten, zeigte ich, daß ich hart zurückschlage. Das wurde verstanden und anerkannt. Mit den Monaten besserte sich unser Verhältnis, auch weil ich wesentlich älter als sie war, also hatte ich mehr Erfahrungen, mehr Wissen. Schließlich wurde mein Standpunkt respektiert und anerkannt. Meine Anwesenheit im Sozialkundeunterricht wurde zu einer köstlichen Bereicherung und selbst der Lehrer war froh, wenigstens ab und zu eine Wortmeldung zu haben. Die Klasse freute sich über unsere Rededuelle: „Los, gib's ihm!". Immerhin schaffte ich, zusammen mit meinem Lehrer, eine liberale Grundstimmung in der Klasse, ein Offenhalten, ein Zuhören für neue Ideen. Einige Mitschüler konnte ich sogar zur gewerkschaftlichen Arbeit aktivieren. Mit den Partei-Aktivitäten hatte das aber nichts zu tun.

Den meisten Schülern waren die Flugblätter, die am Tor verteilt wurden, einfach unverständlich. Klar, wenn man bedenkt, daß der Verfasser kein Baulehrling war. Selbst bei baubezogenen Problemen war die Sprache nicht die ihre, waren die Zusammenhänge nicht nachvollziehbar dargestellt. Außerdem waren diese Flugblätter vollgestopft: das fing mit der Situation auf dem Bau an, ging über zur generellen Verschlechterung der Lebenssituation der Arbeiter und Werktätigen, ein Ausflug in die internationale Politik wurde auch noch reingestopft. Später wurde kein Flugblatt mehr ohne Angriffe auf die Sowjet-Union, die DKP etc. geschrieben, egal, was der Anlaß war. In unserer Anleitung hieß das: die konkreten

Bedürfnisse der Massen aufgreifen und dabei nicht die Linie der Partei aus den Augen verlieren.

Der Bruch

Die Erfahrung, die ich bei meiner ersten selbständigen Arbeit in einer 1. Mai-Kampagne mit der Organisation als Kader machte, ließ mich an dieser Partei zweifeln, und das führte dann konsequent zum Bruch.

Ich sollte einen 1. Mai-Ausschuß aufziehen und leiten. In der Partei gab es damals ganze zwei Bauarbeiter. Der andere Kollege war durch Termine heillos überlastet, und so mußte ich mit ein paar Sympathisanten vom KJV, die wiederum ihren eigenen Maiausschuß „machten", die Arbeit bewältigen. Wir hatten also sehr viel Arbeit und machten die Nacht zum Tag. Das wirkte sich auf die Berufsarbeit aus und ich hatte damals eine Reihe von Fast-Unfällen, die mir sehr zu denken gaben. Außerdem wollte mich mein Chef aus der Lehre schmeißen und ich kam in arge Verlegenheit mit dem Arbeitsamt, das die Umschulung finanzierte. Aber wir trösteten uns wie üblich gegenseitig und machten uns an das hoffnungslose Unternehmen.

Ein Programm für Bauarbeiter gab es nicht. Wir verteilten also die Zentralen Maiaufrufe vor den Baustellen, machten eine Reihe eigene Flugblätter mit aktuellen Aufhängern (Arbeitslosigkeit, Strukturkrise der Bauwirtschaft, etc.). Zu der Veranstaltung, zu der wir aufriefen, kam ein einziger Bauarbeiter und der schüttelte nur den Kopf. Natürlich gab es einen Anranzer von „oben" („Genossen, wie erklärt ihr solche Mißerfolge? Wie habt ihr gearbeitet, Arbeitsstil, alle Kräfte bla bla!"). Die Blamage fiel besonders auf, weil wir kein „Füllmaterial" (das sind die Genossen, die ansonsten die fehlenden Betriebsarbeiter, Mieter, oder sonstige angesprochene Gruppen darstellten) hatten und der eine erschienene Arbeiter auch noch fragte, wer denn nun eigentlich auf dem Bau sei. Da gingen nur wenig Hände hoch, die von uns zwei Kadern.

Ich saß außerdem im zentralen Maikomitee für die ganze Stadt und bekam erstmals *hinter* den Kulissen mit, wie da mit Zahlen manipuliert wurde. In der öffentlichen Sitzung wurde ein strahlendes Bild über unsere Mobilisierung zum 1. Mai abgegeben, nach der Sitzung hagelte es Vorwürfe, und ich bekam die ganze Trostlosigkeit, die ganze Wirkungslosigkeit noch mal im größeren Rahmen mit. Im allgemeinen hatte man gegen solche Widerwärtigkeiten eine Reihe von Entschuldigungen: etwa den 20jährigen Antikommunismus, daß die gegenwärtige Phase besonders schlimm sei (überhaupt das Schlagwort von der gegenwärtigen Phase!!), und vor allem die Stärke der Sozialdemokratie, die die Kernschichten der Arbeiterklasse beherrschen würde. Diese ganzen Schutzbehauptungen verloren nur bei mir immer mehr die Wirkung.

Ich erlebte auch, wie die „Rote Fahne" manipulierte. Man kann nicht so einfach sagen, daß sie log, nein, das war geschickter: „In dem Werk Rheinstraße gelang es uns, über 50 Unterschriften zu sammeln. Auch in anderen Werken gelang es uns, zahlreiche Unterschriften zu sammeln und wir führten eine offensive Kampagne...". Die Wahrheit war, daß sie in dem einen Werk wirklich 50 Unterschriften zusammen bekamen, nur vor den anderen Werken gab es höchsten 2, 3 Unterschriften. Insgesamt hat man einen tollen Eindruck, genau gesehen gab es aber einen Erfolg und 20 Mißerfolge.

Alle diese, meine, Widersprüche auszudiskutieren, meine Schwierigkeiten verständlich zu machen – dazu kam es dann allerdings nicht mehr. Als ich die hysterische Stimmung auf einer Veranstaltung am Vorabend zum 1. Mai erlebte, die großen, hohlen Worte von der Bühne hörte, da bin ich schließlich hinausgerannt, habe mich besoffen und bin zu keinem Termin mehr hingegangen. Ich bin einfach nicht mehr hingegangen. Irgendwann fragte mich mal ein Genosse, der mich traf, was denn los sei. Ich motzte, ängstlich und aggressiv zugleich, zurück, daß nichts los sei. Was ja auch stimmte. Trotzdem hatte ich ein schlechtes Gewissen dabei. Ich dachte an meine Genossen in der Zelle, die einen Anranzer von oben bekamen, die von mir persönlich sicher schwer enttäuscht waren, an viele Freunde unter den Sympathisanten, für die ich doch so eine Art Vorbild gewesen war. Jetzt wurden alle persönlichen Beziehungen mit meiner Parteiflucht abgebrochen. Mit diesem Menschen wollte keiner mehr was zu tun haben. Auch aus Furcht, daß einen dieses negative Vorbild schwankend und unsicher macht, daß das mühsam gehaltene Gleichgewicht zwischen Einsicht in die notwendige politische Arbeit und völligem Verlust der Selbständigkeit und eigenen Identität ins Wanken gerät. Erst wenn diese Genossen oder Freunde selber aus der Partei rausflogen, herausgingen, erneuerten sich die Kontakte, besprach man die eigenen Erfahrungen.

Sehr ungewohnt waren die Wahrnehmungen in der ersten Zeit nach dem Parteiaustritt. Ich sah Dinge, die ich vorher gar nicht mehr beachtet hatte: angefangen bei den Gesichtern der Menschen morgens im Bus (das gehört ja nun nicht zu den schöneren Dingen!), die nicht mehr nur noch Objekte meiner Agitation waren. Endlich bemerkte ich auch wieder meinen Sohn und seine Probleme, das Verhältnis zwischen Jutta und mir änderte sich schlagartig. Sie hatte mich in den beiden Jahren nie gedrängt aus dieser Partei auszutreten, sie hatte abgewartet und mich meine Erfahrungen machen lassen, was für sie ebenso mühselig und schmerzhaft war.

Der ständige Druck, politische Leistung zu erbringen, war weg, daß machte viel positive Energie frei. Diese Erfahrungen wiederholten sich bei Freunden und Genossen, die ich jetzt wiedersah. Heute sind alle Genossen und Sympathisanten meiner Zelle aus der Partei ausgetreten, geflüchtet oder ausgeschlossen worden.

Da war so irgendwas verschütt' – Über den Verlust der Identität als Frau im KSV

H: Zunächst sollten wir uns in Erinnerung rufen, wie sich das Bewußtsein, Frau zu sein, bei uns entwickelt hat. In dieser Entwicklung hat es bei mir einen eklatanten Bruch gegeben und zwar an dem Punkt, als ich mich beim KSV organisiert habe. Vor diesem Bruch war bei mir schon eine Sensibilität für dieses Frausein vorhanden, wenn auch sehr diffus. Daneben gab es aber auch einen gewissen Karrierismus, das Bestreben, es den Männern gleichzutun, als Frau das zu erreichen, was in unserer Gesellschaft vorwiegend nur von Männern erreicht werden kann. Dabei ging es mir nicht darum, mein Frausein zu verleugnen, aber ich habe mich an männlichen Normen orientiert, um dann sagen zu können: Seht her, auch als Frau habe ich das erreicht!

R: Hast du denn vor diesem Bruch von Emanzipation geredet und dir das auch bewußt gemacht?

H: Ja, das habe ich schon und ich war auch bekannt als jemand, der ständig davon redete. Den Begriff „Emanzipation" habe ich benutzt, um mich damit von Männern absetzen zu können. Ich verstand mich eben als emanzipierte Frau. Das habe ich v. a. an schulischen Leistungen, konkurrierend mit den Typen in meiner Klasse, festgemacht. Und akzeptiert wurde ich von ihnen, weil ich mich ihnen anpaßte und keineswegs das Bild der braven fleißigen Schülerin verkörperte. Dabei war ich schon bestrebt, über diese Anpassung an männliche Normen hinaus mehr zu erreichen als die Männer. D. h., für mich lag in dem Begriff „Emanzipation" so etwas wie Umkehrung; Umkehrung des gesellschaftlichen Drucks, den du als Frau spürst.

R: Bei mir war das anders. Ich war auf einem Mädchengymnasium, meine Freundinnen kamen alle aus Mittelschicht-Familien und wir hatten eigentlich alle diese Frauenrolle voll drauf. Fragen zur Frauenemanzipation stellten sich uns gar nicht, wir haben uns das alles gar nicht bewußt gemacht. Im Gegenteil, wir fanden es gerade schön, wenn Männer sich um uns bemühten, uns ausführten, und in unserer Freizeit beschäftigten wir uns deshalb damit, uns tolle Kleider zu kaufen, zu schminken usw. Es ging mir gar nicht darum, mich inhaltlich mit den Männern zu messen, ich hab denen das Feld überlassen und wollte lediglich äußerlich wirken. Ich hab auch gar nicht soviel Wert draufgelegt, viel zu lesen, um dann mit Männern diskutieren zu können.

H: Bei mir war schon vor dem Studium ein bestimmtes politisches Bewußtsein vorhanden. Man müßte jetzt fragen, wie sich das

dann weiterentwickelt hat. Ich versuch das mal kurz zu rekapitulieren: Bis zum Abitur hatte ich dieses Karrierestreben voll drauf, ich wollte die Männer überflügeln, ich wollte es ihnen als Frau zeigen. Dieses Bedürfnis war auch noch da, als ich im Wintersemester 1971/72 anfing zu studieren. Ausdruck davon war, daß ich als Erstsemester und als Frau an einem Politologie-Seminar mit 25 Männern teilnahm, die alle schon in höheren Semestern waren. In dieser Zeit wurde auch der Wunsch immer stärker, mich irgendwo politisch zu engagieren und auch die Frage nach einer kontinuierlichen organisierten Arbeit stellte sich für mich sehr schnell. Ich hab mich zunächst einer Gruppe angeschlossen, die Kinderarbeit in einem Obdachlosenasyl machte, hatte aber einiges an deren Vorgehen zu kritisieren. Einerseits fiel mir auf, daß der politische Anspruch dieser Leute sehr dürftig war, daß v. a. die Frauen sich voll mit der alten Rolle – Kinder erziehen, bemuttern – identifizierten, andererseits hatte ich zu dem Zeitpunkt einiges gelesen über die Randgruppentheorie und fand das alles nicht so richtig. Nach längeren Diskussionen habe ich dann da aufgehört und hab mich auf die Suche nach einer Alternative begeben.

Vor der Mensa wurde damals regelmäßig die *Rote Fahne* verkauft und ab und zu hörte man auch, was sich in Berlin so abspielte. Ja und dann gabs mal so ein Treffen, das weiß ich noch ganz genau, im Hinterzimmer einer Kneipe, und dieses Treffen wurde zum historischen Moment für mich und meine politische Zukunft: Hier wurde mit etwa 10 Leuten die Ortsgruppe der Liga gegen den Imperialismus gegründet.

Vielleicht sollte ich noch kurz was zur Vorgeschichte sagen: Neben der Arbeit in der Schülerbewegung hatte ich schon ziemlich früh begonnen, mich gegen den Krieg in Vietnam zu engagieren, war auch öfter auf DKP-Demonstrationen mitgelaufen, fand aber deren politische Linie zu unklar, irgendwie hatte ich da immer ein ungutes Gefühl. „Friede für Vietnam", das war mir einfach zuwenig, ich hab mir gedacht, man müßte doch mal sagen, wie das zu erreichen ist. Und das, davon war ich überzeugt, machte die Liga mit der Parole: Sieg im Volkskrieg. Diese Parole hatte eine Schlüsselfunktion für mich. Hier, so meinte ich, gibts endlich eine klare, knallharte Linie, die Leute wissen, wo's lang geht.

In dieser Kneipe war das so: Ich kam rein, zwei, drei Leute hatten sich imposant hinter dem Tisch aufgebaut, einige andere, neue offenbar wie ich, standen rum. Vor einem Typ, der ein richtiges Obermackergebaren draufhatte und unheimlich wichtig tat, lag ein Riesenstapel Mitgliedskarten. Dieser Typ drückte jedem so ein Ding in die Hand, das mußte man ausfüllen und war Liga-Mitglied. Ich fand das alles ganz spannend, nur dieser Mackertyp ging mir auf den Wecker. Ich hab ihn dann ein bißchen angemacht, was er denn für eine Funktion hätte und wie lange es dauert, um so was

„Wichtiges" zu werden wie er?

Aber diese Liga-Mitgliedschaft fand ich ganz gut. Einmal war ich nun organisiert und zum zweiten und das war auch das Wichtigste, in einer Organisation, deren Programm ich richtig fand.

R: In der Schule war ich noch total unpolitisch, da war auch alles ganz katholisch und auch durch den Sozialkundeunterricht gab es keinerlei Impulse. Richtig angefangen hat das bei mir erst an der Uni.

Bevor ich an die Uni kam, gab es noch ein ganz wesentliches Ereignis für mich: die Demonstration aus Anlaß der Ermordung von Benno Ohnesorg, es war die erste Demo, an der ich teilnahm. An meinem Fachbereich war nicht soviel los, aber ich kannte Leute von anderen Fachbereichen, die mich dann auch immer mitnahmen, z. B. in Adorno-Vorlesungen. In dieser Zeit entwickelte ich ein starkes Interesse am Leben.

Und dann fing das an mit Aktionen, Demos, Besetzungen. An denen habe ich dann meistens teilgenommen. Zur gleichen Zeit begann die Basisgruppenbewegung in den Stadtteilen und ich bin dann in eine Basisgruppe gegangen. Sie bestand aus Schülern, Lehrlingen, Studenten. Wir haben dort Texte gelesen und diskutiert: Freud, Reich, Marcuse, Marx usw. An den Sitzungen haben öfter Leute aus Berlin teilgenommen, die erzählten, das in Berlin viel mehr los sei. Bei mir hat sich daraufhin so eine Art Neugier entwickelt und weil ich ohnehin gern von zu Hause wegwollte, habe ich mich entschlossen, dorthin zu gehen.

H: Der Grund, warum ich nach B. gegangen bin, ist bei mir ein ähnlicher. In E. fand ich das alles viel zu popelig, da waren alle unheimlich vercliqut, man kam nirgends so richtig rein.

Am Anfang bin ich in B. zu allen möglichen Sitzungen, die irgendwas mit Liga oder KSV zu tun hatten, gelaufen, saß dann da rum und hab mich nie besonders wohl gefühlt. Gerade mit der Unipolitik hatte ich immer Schwierigkeiten, ständig wurden an der Uni irgendwelche Kampagnen gestartet und man mußte sich immer mit x anderen politischen Meinungen auseinandersetzen, dem sah ich mich anfangs nicht so gewachsen. Ich wollte viel lieber im Stadtteil arbeiten; ich glaubte, mich da eher einbringen zu können.

Von daher war ich dann auch ganz begeistert, als die Vietnam-Kampagne gestartet wurde. Endlich weg von diesen theoretischen Clinchs an der Uni! An der Vietnam-Ausschuß-Gründungs-Sitzung am Germanischen Seminar haben dann recht viel Leute teilgenommen, von Sitzung zu Sitzung wurden es dann weniger, aber das konnte meine Begeisterung nicht dämpfen. Ich sah gerade in dieser neu ins Leben gerufenen Sache die Möglichkeit, mich einzubringen und natürlich war auch ein gewisser Karrierismus vorhanden. Die Frau, die die Gruppe anleitete, schien mir nicht so fähig und von daher war ich überzeugt, daß man/frau das alles eigentlich besser

machen könnte.

Ich habe über drei Semester in diesem Vietnam-Ausschuß gearbeitet und in diesem Zusammenhang auch die ersten Erfahrungen mit Flugblätterverteilen im Stadtteil und vor Betrieben gemacht. Wir hatten damals als Uni-Vietnam-Ausschuß die Patenschaft für den Ausschuß in einem Großbetrieb übernommen und haben dort regelmäßig verteilt. Es ist mir in dieser Zeit gar nicht schwergefallen, um 4 Uhr aufzustehen, weil ich voll und ganz hinter der Sache stand. Ich habe mich auch mit den Leuten, mit denen ich zusammenarbeitete, persönlich sehr gut verstanden und war in der Lage, Neuen sehr klar und überzeugend gegenüberzutreten. Im Vordergrund stand für mich damals, politische Klarheit zu bekommen, um andere gewinnen zu können. Die andere Ebene, die Entwicklung meines Bewußtseins als Frau oder überhaupt frauenspezifische Fragen wurden immer mehr in den Hintergrund gedrängt und stellten sich schließlich im Zusammenhang mit meiner politischen Arbeit gar nicht mehr. Und da ist der Punkt, wo ich diesen Bruch sehe, von dem ich oben gesprochen habe: Vor meiner Organisierung hatte ich eine Sensibilität dafür, daß ich eine Frau bin und hab mich als solche verhalten, und als Sympathisantin dieser Organisation wurde dieses Bewußtsein mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt und hatte schließlich keine Bedeutung mehr, auch für meine persönliche Entwicklung nicht. Als Frau konnte ich mich nicht mehr einbringen, es zählte nur, ob man/frau politisch gut auftreten konnte. Und dieses Denken habe ich dann stark verinnerlicht; die Perspektive, um das nur kurz anzudeuten, lag für mich schließlich auch nicht mehr allein darin, ein guter Agitator für Vietnam, sondern ein guter Kommunist zu werden. Ist dir eigentlich schon mal die „männliche Sprache" dieser Organisation aufgefallen? Ich selbst habe damals nie gemerkt, daß ich ‚ein guter Kommunist' werden wollte und keine ‚gute Kommunistin'. Zwei Jahre vorher wäre mir das nicht passiert.

R: Ich wollte nochmal rückblickend was zu meiner Politisierung sagen. Sie hat bei mir nicht über Inhalte stattgefunden, sondern über Leute. Wenn ich mit anderen Leuten zusammengewesen wäre, hätte ich mich vielleicht ganz anders entwickelt. Hätte ich einen Mann kennengelernt, der eine Heirat und Familiengründung angestrebt hätte, dann hätte ich das mitgemacht. Ich hatte damals eigentlich keine eigene Meinung. Politisiert worden bin ich, weil der Mann, mit dem ich zusammen war, politisch gearbeitet hat und mich mitgezogen hat. Auch die Entscheidung, nach Berlin zu gehen, war davon abhängig. Ich hätte mich selbst gar nicht durchringen können, meine Entscheidungen wären von dem Mann abhängig gewesen. Ich hatte einfach kein Selbstbewußtsein. Über den Mann bzw. die Leute, mit denen ich befreundet war, bin ich zum KSV gekommen. Und für die nächste Phase ist nun entscheidend,

daß ich durch die politische Arbeit selbstbewußter geworden bin.

H: Bei mir war das ja nicht so. Ich habe nicht den Eindruck gehabt, daß ich mich jetzt zum erstenmal als Person verwirklichen kann, für mich war entscheidend, daß ich jetzt politisch arbeiten konnte und zwar organisiert.

Alle wichtigen Impulse zur Entwicklung meines Bewußtseins als Frau, die Beschäftigung mit der Frauenfrage, alle Errungenschaften aus der Schulzeit an diesem Punkt, waren weg, hatten keinen Platz mehr in meinem Kopf.

Wenn ich heute darüber nachdenke, was da alles verschütt war, gemessen an dem, was ich vorher gemacht habe! Im Kunstunterricht hatte ich mich mit Frauenproblemen auseinandergesetzt, weil ich da die Möglichkeit sah, Diskussionen anzuregen, ich hab' Collagen gemacht, an eine erinnere ich mich, eine Gegenüberstellung: normale Hausfrau – toll geschminkte Sophia Loren. Oder in der Abi-Prüfung hatte ich meine Haltung gegenüber einem Zitat von Esther Vilar anhand einer Decollage einer Frauenzeitschrift zum Ausdruck bringen wollen. Mich mit der Frauenfrage auseinanderzusetzen, war damals unheimlich wichtig für mich. Das alles fiel später einfach unter den Tisch.

Nur einmal habe ich im Vietnam-Ausschuß eine Wandzeitung gemacht zur Funktion von Kunst und Literatur im antiimperialistischen Kampf, die Momente dieses früheren Interesses enthielt. Als ich mir vor kurzem das Foto angesehen hab, das es davon gibt, ist mir aufgefallen, daß auf den Bildern, die ich draufgeklebt habe, nur Frauen zu sehen sind: eine Frau, die auf dem Feld hinter einem Pflug hergeht, eine andere, die mit dem Gewehr in der Hand sich im Gebüsch versteckt und dann war noch ein selbstgemaltes Bild drauf von einer Frau mit lachendem Gesicht und dem Gewehr über der Schulter. Das war mir damals gar nicht klar, jetzt habe ich diese Inhalte erst wieder bewußt aufgenommen. Ich hab das damals auch nie thematisiert oder mir Gedanken über die Rolle der Frauen im antiimperialistischen Kampf gemacht.

Dann gabs noch eine Sache, die auf der gleichen Ebene lag. Wir wollten unter dem Thema „Funktion von Kunst und Literatur im antiimperialistischen Kampf" eine Broschüre erstellen. Ich hab die Interpretation einer Kurzgeschichte übernommen, die die Entwicklung einer Prostituierten in Saigon zur antiimperialistischen Kämpferin zum Inhalt hatte. Am Schluß stellt sie sich mutig an die Spitze einer Demonstration und wird von einem ihrer ehemaligen Makker niedergeschossen. An dem Punkt ging es mir genau wie bei der Wandzeitung. Mir ist einfach nichts klar geworden, obwohl es gerade hier um ein eklatantes frauenspezifisches Problem ging. Heute ist mir wirklich unverständlich, wie es zu dieser „Bewußtlosigkeit" kommen konnte, v. a. wenn ich daran denke, daß ich mich schon vorher ganz bewußt mit frauenspezifischen Problemen auseinan-

dergesetzt hatte.

Ich würde jetzt gern darauf eingehen, wie ich den Anspruch, ein „guter Kommunist" zu werden, einlösen wollte. Dabei muß man fragen, an wem ich mich orientiert habe, wie ich das in meiner Arbeit umgesetzt habe, wie sich das im Privatleben ausgewirkt hat, wie ich z. B. in der Wohngemeinschaft den Leuten gegenübergetreten bin, die nicht im Umkreis der Organisation waren. Kurz, welchen Maßstab ich an mich und andere angelegt habe, um diesem Anspruch gerecht zu werden. Hatte dieser Anspruch, ein „guter Kommunist" zu werden, für dich auch diese Bedeutung wie für mich?

R: Bei mir kam das erst später. Als ich anfing mit der Arbeit in der Liga und beim KSV, hat das noch keine Rolle gespielt. Das Wichtigste in dieser Phase war die Stärkung meines Selbstbewußtseins. Ich habe mich in dieser Zeit auch an anderen Frauen orientiert, bei denen ich glaubte festzustellen, daß sie durch die politische Arbeit ein Selbstbewußtsein erlangt hatten, auftreten konnten, als Person anerkannt wurden. Das waren für mich die Vorbilder, deshalb wollte ich auch unbedingt in den KSV reinkommen. Ich dachte, daß ich das dann viel besser verwirklichen könnte, als wenn ich nur im Umkreis der Organisation arbeite. Inhaltliche Fragen stellten sich erst später.

H: Bei mir ging das sehr schnell. Von daher hat sich auch bald die Frage gestellt: An wem orientierst du dich in der Organisation? Wer imponiert dir durch sein politisches Auftreten und kann für dich Vorbild sein? Für dich waren das selbstbewußte Frauen.

R: Ja, die waren für mich sehr entscheidend. Das zeigt sich auch daran, daß ich mich bei der politischen Spaltung für den KSV entschieden hab, weil da Frauen waren, die ich bewundert hab. Zwischen den beiden Linien hab ich gar nicht so durchgeblickt.

H: Weil für mich die Frage des Selbstbewußtseins nicht so entscheidend war, hat sich die Suche nach dem Vorbild schon sehr früh an inhaltlichen Fragen orientiert. Ich habe mich immer gefragt: Ist die oder der in der Lage, mich zu überzeugen? Und da habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Frauen auf den höheren Ebenen – ich habe das als kleine Sympathisantin ja alles nur von ganz unten mitgekriegt – mir überhaupt nicht imponiert haben. Die Redebeiträge, die sie bei Veranstaltungen gehalten haben, fand ich alle gar nicht so imponierend. Wichtiger waren auch die Situationen, wo ich diese Frauen in Diskussionen auf der Straße oder an der Uni erlebt habe. Wenn sie dort überzeugend auftreten konnten, habe ich sie sehr bewundert und mir gewünscht, das auch zu lernen. Es war aber sehr selten der Fall.

R: Dazu muß man sagen, daß die Frauen meistens auf diesen Großveranstaltungen die Reden nur vorgelesen haben, die oft von Männern ausgearbeitet wurden. Das war ja auch bei mir der Fall.

Als ich noch in der Liga war und bei einer Vietnamkommission mitgearbeitet habe, fand gerade eine riesige Vietnam-Veranstaltung statt, bei der auch Vietnamesen anwesend waren und da durfte ich auch eine Rede vorlesen, die ein Mann ausgearbeitet hatte. Das hat mir dann ein Selbstwertgefühl gegeben, ich war ganz begeistert.

H: Ich will nicht sagen, daß mir das klar war, daß die keine eigenen Reden hielten, aber mir erschien das immer alles sehr aufgesetzt und konnte mich nicht überzeugen. Diese Fragestellung habe ich in der Regel bei Reden von Frauen gemacht. Bei den Männern war das anders. Es hat auf höheren Ebenen Männer gegeben, deren politisches Auftreten ich gut fand. Ihre Argumente leuchteten mir ein. Daran konnte ich mich orientieren.

Ich sollte jetzt noch was zu einer anderen Art von Frauen sagen, die mir im Umkreis dieser Organisation oder auch auf höheren Ebenen immer wieder aufgefallen sind: Das waren Frauen, die mir menschlich verkorkst vorkamen, die waren richtig kaputt, auf die konnte man gar nicht zugehen, die waren einfach nicht mehr fähig, auf einer menschlichen Ebene mit anderen zu verkehren. Wenn ich etwa der einen über den Arm gestreichelt habe, war die völlig konsterniert, die konnte das gar nicht verkraften. Solche Frauen haben mir immer sehr leid getan, weil sie offensichtlich als Mensch keine Identität mehr hatten, als Frauen ohnehin nicht. Aber in der Beziehung war ja auch bei mir viel verschütt. Nur, so wie die, das war mir klar, wollte ich auf keinen Fall werden, soweit ging auch mein Karrierismus nicht. Hast du solche Frauen auch erlebt?

R: Ich habe Frauen ja immer sehr nach ihrem Äußeren beurteilt, darauf hab ich viel Wert gelegt. D. h. ich habe die Frauen bewundert, die auf höheren Ebenen waren und zudem auch sehr gut aussahen, immer sehr schick und modisch gekleidet waren. Frauen, die nicht gut aussahen und schlampig rumliefen, die taten mir auch immer etwas leid. Eben weil sie nicht gut aussahen und deshalb von den Männern nicht akzeptiert wurden, da konnten sie noch so aktiv sein.

H: Ich habe festgestellt, daß ich die gutaussehenden Frauen auf höheren Ebenen immer ein bißchen beneidet habe, aber doch nicht so sein wollte wie die. Die waren eben oft toll angezogen, auffallend geschminkt, aber das alles wollte ich ja gar nicht, das paßte ja nicht in das Bild der „guten Kommunistin", die ich werden wollte; denn die braucht keine tollen Kleider und muß sich auch nicht schminken.

Eine andere Gruppe von Frauen in der Organisation oder in ihrem Umkreis, die für mich eine Rolle gespielt haben, waren die, die auf der gleichen Ebene wie ich waren oder ganz junge Sympathisantinnen, z. B. die, die ich in meiner Vietnam-Ausschuß-Zeit angesprochen und „gewonnen" habe. Zu denen habe ich auf einer menschlichen Ebene meist ein ganz gutes Verhältnis herstellen kön-

nen. Aus dem Grund hab ich auch viel lieber Frauen angesprochen als Männer. Wir haben dann mal 'ne Wandzeitung zusammen gemacht oder einen Redebeitrag vorbereitet und haben uns auch erzählt, was wir sonst noch so machen, also wirklich über uns gesprochen. Das war ganz wichtig für mich, daß es Momente gab, wo ich dann nicht mehr unter dem Druck stand, immer nur die Linie des KSV zu verbreiten, sondern auch mal über was anderes reden zu können.

R: Auf gleicher Ebene, also auf Zellenebene hatte ich nur mit Männern zu tun. Aber wenn ich lose Kontakte hatte, dann waren das meist auch Frauen, Sympathisantinnen oder Frauen vom Fachbereich, die ich in Praktika kennengelernt hatte. Mit denen konnte ich auch über mich, über unsere Situation reden, das war dann nicht reine politische Agitation, sondern schon verbunden mit persönlichen Kontakten.

H: Und wie war das bei dir mit den Männern? Ich hab das ja vorhin schon gesagt, daß ich mich mehr an den Männern auf höheren Ebenen orientiert hab als an Frauen, die höhere Positionen innehatten.

R: Bei mir kann man das nicht so eindeutig sagen. Ich hatte ja als Frau den Auftrag bekommen, an meinem Fachbereich eine Zelle aufzubauen. Ich hatte damit die Aufgabe, auch Männer zu gewinnen und anzuleiten. Sie waren sozusagen Untergebene. Mit Männern auf höheren Ebenen hatte ich keinen direkten Kontakt, das lief alles über die Direktiven, die man dann umsetzen und ausführen mußte. Ich kann zwar nicht konkret sagen, daß ich mich an Männern orientiert hätte, aber letztendlich lief es darauf hinaus, weil ich mich immer unterordnen mußte und die Direktiven ausführen mußte, die meist von Männern kamen. Das war dann auch eine Anpassung, weil ich nie meine eigene Meinung einbringen konnte.

H: Um das Problem mit Männern auf höheren Ebenen bzw. Frauen auf höheren Ebenen nochmal zu umreißen: Ich hatte immer den Wunsch, auf einer der Ebenen zu sein wie diese Frauen, die ich aber politisch gar nicht so gut fand. Deshalb hab ich mir vorgestellt, wenn ich deren Positionen innehätte, würde ich vieles ganz anders machen, würde versuchen, politisch überzeugender aufzutreten und selbständiger arbeiten, mich nicht ständig unterordnen, wie ich das bei diesen Frauen zu sehen glaubte. Ich kann mir z. B. nicht vorstellen, daß ich die ausgearbeitete Rede eines Mannes vorgelesen hätte. Sowas hätte ich nie akzeptiert. Ich finde das unheimlich diskriminierend und das hätte ich damals nicht anders gefunden. Damals wäre mir zwar bestimmt nicht zu Bewußtsein gekommen, wie beschissen sowas gerade für eine Frau ist, ich hätte das mehr auf der Ebene gesehen, daß man einen Menschen damit entmündigt. Aber ich weiß genau, daß ich mit sowas nie einverstanden gewesen

wäre.

Was aber nicht zu leugnen ist, ist die Tatsache, daß in das Bestreben, aufzusteigen, doch viel Opportunismus mit eingegangen ist. Zwar habe ich auch Kritik geäußert und hin und wieder rumgemotzt, aber opportunistisch war ich in der Beziehung, daß ich auf keinen Fall zeigen wollte, wenn mir bestimmte Sachen unklar waren. Ich hab dann auch nicht gefragt, wenn mir was unverständlich war. Erst ganz am Ende habe ich angefangen, Fragen zu stellen. Wie hat sich denn bei dir dieses Bestreben aufzusteigen geäußert?

R: Ich habe mich sehr bemüht, auch in der Liga, Aufgaben zu übernehmen, um in den KSV zu kommen. Zunächst war ich etwas enttäuscht, weil ich dachte, das ginge bei mir schneller, ich sei auch in der ersten Gruppe, die kooptiert wurde, das hat aber alles länger gedauert. Dann wurde es aber doch was. Das Bedürfnis, weiter aufzusteigen hatte ich dann nicht, v. a. auch nicht, weil ich gesehen habe, was da für Aufgaben auf einen zukommen, daß man von morgens bis abends auf den Beinen sein mußte.

Es war dann nochmal im Gespräch, daß ich auf die nächsthöhere Ebene sollte, aber darum hab ich mich dann gar nicht mehr bemüht. Für mich wurde es mehr und mehr zum Widerspruch, daß man sich neben der politischen Arbeit nicht mehr um sich selbst, um seine eigene Situation kümmern konnte.

H: Ich habe mich immer bemüht, mir bestimmte Freiräume zu schaffen. Dieser Wunsch, in die Organisation zu kommen, war schon da, aber ich habe nicht versucht, es um jeden Preis zu erreichen. Meine Freiräume wollte ich mir erhalten, aber gerade an dem Punkt hab ich auch Fehler gemacht. Es gab einige Freundschaften zu Leuten, die nichts mit der Organisation zu tun hatten, die auch nicht an der Uni waren. Ich war z. B. mit einer Friseuse befreundet, das war eine sehr positive Beziehung, die auch heute noch besteht. Mit der habe ich mich damals sehr oft getroffen. Das war so eine Art Kompensierung für mich. In dieser Beziehung hat die Organisation überhaupt keine Rolle gespielt, ich habe nie versucht, sie zu agitieren. Ich hab das alles völlig rausgehalten, dabei hatte ich auch kein schlechtes Gewissen.

Es ist öfter vorgekommen, daß mir die Arbeit einfach zuviel wurde und dann habe ich mich entzogen, habe einfach weniger gemacht. Nichts zu machen hätte ich vor mir selbst gar nicht rechtfertigen können. Ich hab es aber nie geschafft, das Problem bzw. das Bedürfnis nach Privatleben vorzubringen, die Organisation an dem Punkt zu kritisieren. Ich bin dann halt mal zum Arzt gegangen und habe mich absichtlich vorher nicht angemeldet, damit ich lange warten mußte. Ich hab mir dann immer ein Buch mitgenommen, da hatte ich endlich mal Zeit, was zu lesen.

Wiegesagt, an anderen Punkten, das waren meist Nebenpunkte, habe ich auch mal Kritik geäußert. Aber prinzipiell habe ich natür-

lich nichts in Frage gestellt. Ich hätte mich sicher auch nicht getraut, auf einem riesigen Sympathisantenplenum, das war ja damals noch sehr groß, zu einem wesentlichen Punkt eine umfassende Kritik vorzutragen. Meine Kritik blieb auf Details beschränkt. Z. B. erinnere ich mich an ein Flugblatt während des Löfflerstreiks, das ich im Stadtteil verteilen sollte. Da stand drin, daß die Arbeiterklasse die Studentenstreiks unterstützen sollte, weil sich ja alles gegen die Arbeiter richtet. Es war völlig unvermittelt, was die Veränderung des Prüfungsrechts der Studenten mit dem Mann/der Frau auf der Straße zu tun hatte. Das war ein absolut schwachsinniges Flugblatt und ich hab mich dann auch geweigert, das Ding zu verteilen. Da ist einer der Oberkader völlig ausgeflippt – den konnte ich ohnehin nie leiden, weil das wirklich ein wichtigtuerischer und frauenfeindlicher Hohlkopf war. Der hat mich dann in ein Räumchen gezerrt und auf mich eingeredet. Ich hatte dann schon Schuldgefühle, aber ich wußte genau: das Ding verteil ich nicht.

Was für mich aber immer klar war, war der Verkauf der Roten Fahne. Das hab ich auch gemacht, wenn Sachen drin standen, die ich für falsch hielt. Die Rote Fahne mußte verkauft werden, wenn auch sehr oft mit einem unguten Gefühl. Da zeigt sich dann auch wieder dieser Opportunismus.

R: Bei mir hat eine ganz große Bedeutung die „Geschlossenheit nach außen" gehabt. Weil ich aufgrund meiner Position die Hauptverantwortung für die Arbeit an meinem Fachbereich hatte, war für mich immer ganz wichtig, nicht zu zeigen, wenn ich Unklarheiten hatte, sondern immer zu versuchen, die Linie zu vermitteln, zu überzeugen, um die Durchführung bestimmter Aktionen zu gewährleisten. So hab ich meine ganzen Unklarheiten und Zweifel immer zurückgesteckt und auf „Geschlossenheit nach außen" geachtet. Mein Opportunismus gegenüber höheren Ebenen resultierte daraus, daß ich festgestellt habe, die Kritik, die ich bzw. wir formulierten, kommt überhaupt nicht an. Es ist ohnehin schon schwergefallen, Kritik zu üben und dann hast du noch gemerkt, es nutzt überhaupt nichts. Egal, ob du kritisierst oder nicht kritisierst, es ändert sich nichts. Von daher hat sich auch so ein Opportunismus in meinem Verhalten breitgemacht.

H: Die Frage der „Geschlossenheit nach außen" hat auch bei mir eine wesentliche Rolle gespielt. Es stellte eigentlich das Hauptelement in meinem Bestreben dar, ein „guter Kommunist" zu werden. Man mußte ganz klar nach außen treten und durfte auf keinen Fall die Kritik oder die Unsicherheit zeigen, die man hatte. Bei mir ist das dann in ganz krampfhafte Versuche ausgeartet, andere für die Organisation zu gewinnen.

Aber interessant finde ich, daß in unserem Gespräch das Wort „Frau" schon lange nicht mehr aufgetaucht ist. Das ist ganz typisch dafür, daß sich an dem Punkt nichts mehr abgespielt hat in unse-

rem Bewußtsein.

Besonders stark hat sich diese Widersprüchlichkeit in meinem Verhältnis zu der anderen Frau in unserer Wohngemeinschaft gezeigt. Es ist mir damals schon gedämmert, aber ich habe es natürlich immer unterdrückt: die Widersprüche zu dieser Frau lagen auch in mir selbst. Wenn ich sie z. B. kritisiert habe, weil sie sich schminkt, wenn ich sie kritisert habe, weil sie mit einer tollen Samtjacke rumlief, dann war ich immer in einer ganz schizophrenen Situation. Ich hätte mich eben auch gern geschminkt, hätte gern tolle Klamotten angezogen, habe mir selbst aber immer wieder ganz rigide auferlegt: ein guter Kommunist macht das nicht, er darf erst gar nicht diese Bedürfnisse haben. Ich habe ständig ein schlechtes Gewissen produziert, weil ich diese Bedürfnisse hatte, ich habe mich immer selbst kasteit wenn ich der anderen rigide gegenübertrat: Warum warst du nicht auf der Demo? Hast du wieder so lange zum Schminken gebraucht? Warum machst du da nicht mit? Mußt du wieder durch die Kudamm-Boutiquen ziehen?

R: Das war bei mir anders. Ich habe durch meine politische Arbeit jeglichen Kontakt zu Leuten abgebrochen, die nicht politisch gearbeitet haben. Ich hab nur noch Kontakte zu KSV- und KPD-Leuten gehabt. Auch mit früheren Freunden wollte ich nichts mehr zu tun haben. Ich erinnere mich noch an eine Sache anläßlich der Hochzeit meines Bruders. Ich meinte, daß ich als Kommunist nicht auf Familienfeste gehen sollte und habe das auch so gesagt. Mein Bruder und die ganze Familie waren sehr enttäuscht und konnten das nicht begreifen, ich hatte ansonsten ja auch eine recht enge gefühlsmäßige Bindung an meine Familie. In solchen Fragen war ich wirklich aufgesetzt radikal. Aber in bezug auf meine eigenen Verhaltensweisen, was Schminken und Anziehen anbelangt, habe ich das nicht übertragen. Ich habe es zwar reduziert im Gegensatz zu früher, habe es aber trotzdem beibehalten, auch mal in Boutiquen zu gehen und da einzukaufen und mich zu schminken. Ich hatte auch an dem Punkt kein schlechtes Gewissen.

H: Ja, das hatte ich eben und wirklich sehr stark. Das konnte ich auch nicht abbauen. Ich hab keine Möglichkeit zur Rechtfertigung gefunden.

R: Ich hatte nur ein schlechtes Gewissen, weil es ja schließlich eine Zeitfrage war, einkaufen zu gehen. Und da ich immer vollgestopft war mit Terminen, habe ich mir dann eine Ausrede gesucht, ich müßte zum Arzt oder so. Dann hatte ich immer Angst, daß mir jemand begegnet.

H: Nochmal zu den Widersprüchen, die bei uns in der Wohnung aufgetaucht sind und ausgetragen wurden: Diese Widersprüche wurden tatsächlich als Widersprüche zwischen Kommunisten und Bürgern behandelt. Unter den Frauen auf der Ebene ‚Schminken' und ‚Anziehen', mit den anderen Typen auf der Ebene ‚Lebenswei-

se' insgesamt. K. und ich haben uns wirklich in unserer Lebensweise, z. B. am Punkt ‚Essen', unheimlich kasteit. Das war eine Anti-Haltung denen gegenüber, die oft tollen französischen Käse usw. aufgefahren haben. Die Haltung hat sich bei uns bis in die kleinsten Bereiche ausgedehnt. Ich habe darunter entsetzlich gelitten, war auch manchmal ganz fertig und hab gedacht: „Ich halt es nicht mehr aus mit denen. Die sind ja Bürger, wie schwer ist es doch, ein guter Kommunist zu werden!" Aber ich wollte eben einer werden und hab alle Strapazen auf mich genommen.

In der anderen WG habe ich das fortgesetzt, wenn auch nicht in dem Ausmaß. Dann hat aber auch die Phase eingesetzt, wo meine Kritik an der Organisation immer stärker wurde und damit einher ging auch die Entwicklung einer Sensibilität als Frau. Das zeigt sich z. B. daran, daß ich N. – außer mir wieder die einzige Frau in der WG neben vier Typen – angemacht habe, ich würde sie nicht als Frau akzeptieren, weil sie zu sehr in diese Männerwelt integriert sei. Die Typen saßen oft rum und soffen und spielten Skat und die Frauen saßen daneben und unterhielten sich und strickten. Ich hab gar nichts gegen Stricken, mir ging nur dieses typische Rollenverhalten unheimlich auf den Wecker. In dieser Zeit entwickelte ich also meine Kritik an der Organisation, und irgendwann kam ich dann an einen Punkt, wo ich aus mir selbst heraus was zu verändern versucht habe, den Dogmatismus abzulegen, anders an Leute ranzugehen. Ich hab dann eine individuelle Lösung angestrebt, wollte so werden wie es mir und meinen Bedürfnissen entsprach, wollte in erster Linie wieder freundlich und herzlich auf andere Leute zugehen, sie erst mal als Menschen wieder ernst nehmen, aber immer noch stand die Organisation im Hintergrund. Zu der hatte ich das Verhältnis: Es werden zwar Fehler gemacht, aber die politische Linie ist in der Hauptseite richtig.

Im Urlaub kam es dann nochmal zu einer Eskalation und zwar an dem Punkt, wo K. und ich gesagt haben, wir glaubten nicht alles, was in der Roten Fahne steht. Wir würden viel eher den Leuten glauben, die wir schon jahrelang kennen, die in anderen Städten leben und die uns erzählen, was da passiert. Es sei uns völlig gleichgültig, ob die Jusos oder sonstwas seien, wir würden aufgrund unserer Freundschaft denen eher glauben als den Berichten in der Roten Fahne. Da gabs dann ein kleines Drama: Kein Vertrauen in die Partei usw.

R: Bei mir entwickelten sich in der WG immer mehr Widersprüche an den Punkten, wo ich mir meiner Situation als Frau bewußt wurde. Ich hab damals nur mit Männern zusammengewohnt und am Punkt ‚Haushalt' traten dann sehr oft Widersprüche auf. Z.B. wohnte ein Mann da, der auf einer höheren Ebene war und die Haltung draufhatte: seine Termine seien wichtiger als meine, deshalb müßte ich mehr im Haushalt machen. Wir hatten auch einen Spül-

dienst eingerichtet und wenn er dran war, hat er seine Freundin herzitiert, die für ihn spülen mußte.

Diese Männer sind politisch unheimlich rumgewirbelt, aber im Haushalt haben sie nichts gemacht. Mich hat es oft gestört, wenn alles so schmutzig war und ich hab es dann gemacht. Das führte zu Widersprüchen und mir ist dabei klar geworden, welche Haltung die gegenüber mir als Frau hatten.

H: Du hast vorhin gesagt, daß du keine Kontakte mehr zu Leuten außerhalb hattest. Wie hat sich das denn konkret ausgewirkt?

R: Es gibt da zwei konkrete Beispiele. Als ich im Krankenhaus war, hat mich niemand besucht von denen, mit denen ich zusammengearbeitet hab. Da hab ich dann wieder Leute angerufen, die ich von früher kannte und hab dann gemerkt, daß ich mich auf die in solchen Situationen verlassen kann.

Das war der eine Punkt, wo mir klargeworden ist: Geht es dir mal schlecht und du kannst nicht mehr politisch arbeiten, bist du uninteressant. Als Mensch zählst du für die gar nicht.

Der andere Punkt war meine Abtreibung, wo ich von der Organisation keine Unterstützung bekommen hab, bzw. die Frauen, die ich um Rat fragte, haben es als Lappalie abgetan, für mich war es aber ein ziemlich großes Problem. Den Männern, mit denen ich zusammengearbeitet habe, konnte ich das gar nicht erzählen. Mir ist dann klar geworden, menschlich kannst du mit denen nichts anfangen. Solche Probleme waren einfach nicht zu thematisieren, weil eine strikte Trennung zwischen Privatbereich und politischer Arbeit bestand und ich mußte dieses Problem gezwungenermaßen in meinem Privatbereich lösen.

Mir wurde dann bewußt, daß überhaupt keine Anteilnahme an Problemen anderer vorhanden war und daß auch die Frauen auf eine bestimmte Rolle festgelegt waren. Deren Situation wurde in der Organisation überhaupt nicht berücksichtigt. Das haben mir auch Frauen erzählt, die Kinder hatten und in einer ganz beschissenen Situation waren, um die sich nie jemand gekümmert hat, im Gegenteil, die wurden noch angeschnauzt, warum sie denn keine Zeit hätten, sie sollten ihr Kind in eine Krippe geben.

Der Punkt ist mir dann immer klarer geworden: Die politische Arbeit ist völlig getrennt von meiner eigenen Situation. Es wird eine völlig falsche Trennung vorgenommen zwischen deinem Privatbereich, wo du deine Beziehung hast und deine eigenen Probleme, und der politischen Arbeit. Für mich wurde die Kluft immer größer. Es wurde immer deutlicher, daß ich meine eigene Situation erkennen mußte, auch als Frau. Ich hab mir dann gesagt, daß ich gerade an dem Punkt politisch was machen muß, z. B. mit Abtreibungen, § 218, das müßte man doch viel mehr aufgreifen. Zu solchen Problemen nahm die Organisation überhaupt nicht Stellung.

H: Ich erinnere mich, daß irgendwann mal eine Diskussion über

WGs geführt wurde, weil jemand gesagt hatte: Hört mal, ich sehe eine totale Trennung zwischen dem, was ich privat mache, wie ich lebe, mit welchen Leuten ich verkehre und dem, wozu ich hier gezwungen bin. Ich kann das überhaupt nicht verbinden. Da gab's dann diese Diskussion, wobei sich die Obermacker auch sehr bemüht haben und es als Fehler bezeichnet haben, daß solche Fragen bisher nicht diskutiert werden konnten. Aber dabei blieb's dann auch.

Frauenspezifische Probleme, wie § 218 o. ä. wurden nie behandelt. Auch die Frauenbewegung, die ja damals schon sehr stark war, das Frauenzentrum, das es schon lange gab, wurde nie mal politisch eingeschätzt. Es wurde alles einfach negiert. Für mich hat die Bethanien-Kampagne in der Hinsicht eine wichtige Rolle gespielt, v.a. deshalb, weil es mir da endlich mal gelungen ist, meinem Bedürfnis nachzugehen und menschliche Kontakte zu knüpfen, mich wirklich für die Probleme der Leute, v.a. der Frauen zu interessieren und denen nicht einfach was vorzuknallen. Da habe ich dann gerade mit den Frauen die Erfahrung gemacht, wie wichtig es ist, auf deren Situation einzugehen. Was es heißt, unter miesen Wohnbedingungen mit kleinen Kindern zu leben, halbtags arbeiten zu gehen, zum Teil völlig allein zu sein. Ich erinnere mich an eine Frau, die mit 5 Kindern in einer 2-Zimmer-Wohnung lebte. Obwohl der Bethanienkampf ganz wichtige Elemente enthielt, es ging ja um die Situation der Kinder, hat er solche Sachen nur propagandistisch behandeln können. Frauenspezifische Probleme, und die waren ja eng verknüpft mit der mangelnden Gesundheitsversorgung der Kinder, wurden nicht als solche behandelt. Darin liegt nicht zuletzt der Grund, warum es nicht gelungen ist, die Frauen wirklich in diesen Kampf für eine Kinderpoliklinik einzubeziehen.

Die Erfahrungen mit den Frauen – zu vielen habe ich ein sehr gutes Verhältnis herstellen können – haben mir dann auch die ganze § 218-Problematik vor Augen geführt. Als ich gesehen habe, wie diese Frau mit ihren 5 Kindern in einer 2-Zimmerwohnung lebte, geschieden von ihrem Typen, der soff und sie dann immer verprügelte, ohne die Möglichkeit, frei zu entscheiden, ob sie Kinder haben wollte oder nicht, ohne die Möglichkeit, eine unproblematische Abtreibung vornehmen zu lassen, da sind mir bestimmte Sachen klar geworden und da fand ich es auch notwendig, daß man an dem Punkt ansetzt. Wichtig für mich war auch, nach meiner Trennung vom KSV wieder ein politisches Betätigungsfeld zu finden, wo ich mich wirklich einbringen konnte. Vielleicht sollte ich noch erwähnen, daß dieser Lösungsprozeß vom KSV sich über ein halbes Jahr hinzog, weil z. B. die Bethaniensache mir nochmal Auftrieb gab. Aber die Sozialimperialismustheorie, bzw. die neue Linie zur Bündnispolitik unter den Studenten machte meine Loslösung vom KSV dann endgültig. Für mich bot dann das § 218-

Komitee (1) die Möglichkeit, wieder politisch zu arbeiten.

R: Mir ist am Punkt Abtreibung und WG überhaupt erst die Situation als Frau klar geworden, was bei dir ja schon vorher da war und dann wieder verschütt' gegangen ist. Bei mir gab es ja nicht diesen Bruch wie bei dir, das hat sich alles erst durch die politische Arbeit entwickelt. Der Grund für meinen Austritt waren auch diese inhaltlichen Punkte, aber auch die Tatsache, daß ich meine eigene Situation nicht einbringen konnte in die politische Arbeit, daß da eine Kluft entstanden war. Ich wollte dann etwas machen, was mich selbst weiterbringt. Hinzu kam noch, daß die Männer in meiner Zelle mich sehr unterdrückt haben, v. a. im Zusammenhang mit meinem Examen. Die haben richtigen Terror ausgeübt, sie kamen in die Wohnung um zu kontrollieren, was ich mache, manchmal stand einer vorm Haus und beobachtete, ob ich zu Hause bin. Die haben nicht akzeptiert, daß ich Examen mache. Wegen dieser schrecklichen Sachen hat es mir dann auch nicht leid getan, da rauszugehen. Ich hatte ja dort kein gutes Verhältnis zu denen. Nachher haben sie mich dann beschimpft als Rechtsopportunist und dann hat sich auch keiner bei mir wieder blicken lassen.

H: Ich erinnere mich noch an einige komische Begegnungen. Ich bin auch weiterhin freundlich und offen auf die alten Genossen zugegangen, wenn sie mir über den Weg gelaufen sind. Ich hab auch mal gefragt: Was macht dein Freund? Seid ihr noch zusammen? Die waren dadurch immer völlig irritiert und verunsichert, wußten einfach nicht, wie sie mir gegenübertreten sollten. Viele haben dann einfach weggesehen. Gerade bei den Frauen hat es mir ein bißchen leid getan, daß sie sich aufgrund der politischen Differenzen auch nicht mehr auf einer menschlichen Ebene mit mir verständigen konnten.

Wie ging es weiter, was machen wir heute, was wollen wir in Zukunft machen?

Unsere Erfahrungen nach unserer Loslösung vom KSV haben wir zum Teil gemeinsam gemacht, wir haben aber auch in verschiedenen Bereichen gearbeitet. Das Wesentlichste für uns war jedoch, uns in der Frauenbewegung zu engagieren.

Die Arbeit im § 218-Komitee war lange von dem Politikverständnis geprägt, das wir uns in der Organisation zu eigen gemacht hatten. Wir wollten nach außen treten, Veranstaltungen durchführen, Flugblätter verteilen. Äußerlich veränderte sich wenig und auch in uns selbst entwickelte sich nur langsam ein anderes Politikverständnis. Es gab Ansätze für ein anderes politisches Vorgehen: Wir hatten in-

1 Dieses Komitee hatte sich aus Opposition gegen die „Volksentscheid gegen § 218"-Komitees des KBW gebildet.

zwischen gelernt, daß wir an der konkreten Situation der Menschen, der Frauen ansetzen mußten, daß wir sie ernst nehmen mußten mit ihren Ansichten und Meinungen, daß wir endlich diese Schulmeister-Haltung ablegen mußten. Das war ein bedeutender Schritt, eine wichtige Erkenntnis. Wir haben sie konkret umgesetzt, indem wir im Stadtteil eine Schwangerenberatungsstelle in einem Kinderladen einrichteten und zu den Frauen und Müttern Kontakt suchten.

Weitaus schwieriger war es für uns, ein neues Politikverständnis zu entwickeln, uns als Frauen bewußt zu werden, Politik und Frausein als eine Einheit zu betrachten, als die Grundlage, auf der wir für uns und für andere tätig werden. Im § 218-Komitee haben wir diesen Prozeß nicht zu Ende führen können, die politische Arbeit, die wir machten, stand noch immer neben uns, war aufgesetzt. Sicher scheiterte das Komitee auch daran. Das Bedürfnis, weiterhin Frauenarbeit zu machen, resultierte nicht zuletzt daraus, daß wir uns jahrelang mit uns selbst, mit uns als Frauen überhaupt nicht beschäftigt hatten. Wir mußten uns erst selbst als Frauen begreifen lernen, eine Identität als Frauen finden.

Es war deshalb eine logische Konsequenz unserer Erfahrungen im § 218-Komitee, daß wir danach eine autonome Frauengruppe gründeten und Selbsterfahrung machten. Das gab uns die Möglichkeit, über uns zu reden, Erfahrungen mit anderen Frauen auszutauschen und uns als Frauen kennenzulernen.

Ein weiterer Schritt in dieser Richtung war der Zusammenschluß von einigen Frauen zu einer Selbstuntersuchungsgruppe, in der wir die Tabuisierung unseres eigenen Körpers abzubauen versuchten. Uns war klar, daß diese Formen der Beschäftigung mit uns selbst nur einen begrenzten Charakter haben konnten. Sie waren aber unbedingt notwendig für uns, weil wir nur über diesen Weg lernen konnten, eine Identität als Frauen zu finden.

Allerdings stehen wir vor der Situation, daß es zwei Seiten in der Frauenbewegung gibt. Die eine Seite ist davon geprägt, daß sich Frauen in Selbsterfahrungsgruppen und Selbstuntersuchungsgruppen zusammenschließen, ohne dabei eine weitergehende Perspektive für die Frauenbewegung zu entwickeln. Die andere Seite konfrontiert uns mit dem Politikverständnis, das wir aus unserer eigenen Erfahrung kennen. Frauen arbeiten zwar nur mit Frauen zusammen, aber formal und inhaltlich hat sich darüber hinaus nichts verändert.

Wir Frauen, die diesen Beitrag verfaßt haben, stellen uns heute die Frage, wo die Frauen sind und was sie machen, die sich wie wir von den ML-Organisationen gelöst haben. Haben sie nicht ähnliche Erfahrungen wie wir gemacht und damit auch eine ähnliche Zukunftsperspektive entwickelt?

„Frauen kommt her, wir tun uns zusammen."

Beschlußdemokratie, Versammlungskommunismus und ein Bad im vereisten Grunewaldsee – Bericht einer Gruppe aus der KHG

Eintritt

Wir lernten uns in einem Schulungskurs der KHG kennen. In diesem Schulungskurs sollten an einer Mitarbeit in der Organisation interessierten Leuten die Grundprinzipien und wichtigsten theoretischen Vorstellungen des KBW und der KHG beigebracht werden. Wir merkten bald, daß wir eine ähnliche Vergangenheit, ähnliche Ansprüche an die Schulung und die Organisation hatten und ähnliche Vorstellungen darüber, was wir im KBW machen wollten.

Dies ergab sich aus der Tatsache, daß wir 1967/68 die erste Phase unserer Politisierung in der Schüler- und Studentenbewegung erlebt hatten und vor dem Eintritt in die KHG alle schon einmal Mitglieder anderer ML-Gruppen waren. Wir kannten die theoretischen Publikationen der KBW-Vorläufer und fanden die Bestrebungen unterstützenswert, daß sich linke Gruppen mit ähnlichen Vorstellungen einigen wollten, ohne gleich mit dem Anspruch aufzutreten, *die Partei* zu sein.

Die Sammlungsbewegung für eine später eventuell zu gründende kommunistische Partei schien eine offene Diskussion politischer Anschauungen zu garantieren und auch die Möglichkeit, eigene Vorstellungen einzubringen und umzusetzen. Besonders die damals in vielen KBW/NRF-Veröffentlichungen geäußerten Ideen und Prinzipien wie: Förderung der Selbständigkeit der Unterdrückten und Ausgebeuteten, ihre Interessen wahrzunehmen, Eintreten für die Selbstverwaltung der gesellschaftlichen Institutionen und Basisdemokratie, Erstreben gemeinsamer Aktionen mit allen fortschrittlichen Kräften und die noch offene Diskussion ob Kader- oder Massenpartei ließen uns hoffen, daß eine vernünftige Organisation entstehen könnte.

Wir fühlten uns bald als Gruppe mit politischen Ansichten und Vorhaben, die wir gegen die schon etablierten Meinungen und Praktiken in der Organisation durchsetzen wollten. Dies hielten wir für möglich, weil diese gerade erst ihren Formierungsprozess begonnen hatte. Allein, als Einzelner wäre wohl keiner von uns eingetreten. Wie wenig isolierte Kritik auszurichten vermochte, wußten wir aus den Erfahrungen in anderen Organisationen. Als Gruppe von Leuten, die sich gegenseitig unterstützen konnten, hofften wir genügend stark zu sein, um entweder bestimmte Positionen mit Erfolg zu vertreten oder falls es schiefgehen sollte, den Absprung ohne große persönliche Verluste zu schaffen. – Neben den drei Verfassern dieses Berichtes machten noch vier andere Typen in der Schu-

lungsgruppe mit. Von diesen sieben sind sechs nach etwa 1 1/2-jähriger Mitgliedschaft wieder aus der KHG ausgetreten.

Obwohl wir uns beim Eintritt in die KHG als Gruppe gefühlt und verhalten haben, durchliefen wir den Prozess der teilweisen Identifikation mit dem KBW wie auch die zunehmende Entfremdung und Ablösung weitgehend individuell. Das zeigt sich am augenscheinlichsten daran, daß wir, trotz häufigen gemeinsamen Diskussionen, ob's noch einen Sinn hätte in der KHG zu bleiben und wenn ja, unter welchen Bedingungen, schließlich individuell ausgetreten sind. Deshalb sind im weiteren oft persönliche Erlebnisse und Reflektionen nebeneinandergestellt, die jeder für sich machte, die wir aber für symptomatisch für unsere gemeinsame Situation halten.

Wir hatten von Anfang an zum KBW ein kritisches, mehr praktisch-instrumentales Verhältnis. Dennoch ist es interessant im Nachhinein festzustellen, wie weit wir von der Organisation vereinnahmt worden sind, wie weit wir trotz kritischer Distanz ein Stück Identifikation entwickelt und ihre Verhaltensvorschriften übernommen haben. Sonst hätten wir kaum Sachen mitgemacht, die uns heute unsinnig erscheinen, weil sie schlicht uneffektiv und nutzlos sind für die Entwicklung einer sozialistischen Bewegung.

Vielleicht scheint unser Optimismus, mit dem wir in die KHG eintraten, nicht recht verständlich. Zumal als von ML-Erfahrungen gebrannte Kinder hätten wir eigentlich wissen müssen, daß ... Wir wußten nicht.

Zwar hatten wir Zweifel, ob der KBW/KHG nicht doch nur wieder eine Sekte wie gehabt werden würde. Diskussionen mit Mitgliedern bestärkten unsere Zweifel. Auch im Programm fanden wir schon einige dogmatische Sprüche und irrige Forderungen enthalten, aber im großen Ganzen stimmte es mit unserer Vorstellung von Marxismus-Leninismus überein.

Einige von uns warfen zwar die Frage auf, ob es überhaupt Sinn hätte, der KHG beizutreten. Ein Teil war entschieden gegen einen Eintritt. Der andere Teil argumentierte, wenn unsere Kritik ernsthaft und konstruktiv sein will, müssen wir auch ändernd eingreifen, was uns nur der Mitgliederstatus mit allen Rechten und Pflichten ermöglichte.

An diesem Punkt gab es auch die ersten Auseinandersetzungen zwischen uns und der Organisation. Wir wollten für die ganze Organisation den Kandidatenstatus abgeschafft sehen, da wir schon erlebt hatten, wie Kooptations- und Selektionsmechanismen dazu beitrugen, aus einer politischen Gruppe eine abgeschlossene Sekte werden zu lassen. Daß wir uns mit dieser Forderung – vorübergehend – durchsetzten, bestätigte unsere Hoffnungen, es würde möglich sein, in der KHG andere Meinungen als die etablierten zu vertreten und auch durchzusetzen.

Der zwangsläufig wirkenden Tendenz der Organisation, unser praktisches Handeln wie unser politisches Denken mehr und mehr auch gegen unsere ursprünglichen Absichten zu vereinnahmen und zu deformieren, kam dabei zugute, daß wir allenfalls eine eigene idealistische ML-Konzeption entwickelt hatten, die mit Vorstellungen durchdrungen war, die wir in ganz anderen Bereichen politischer Theorie und Praxis gewonnen hatten. So hielten wir uns in dem neuen Bereich an die uns vorgesetzten Doktrinen und versuchten zunächst nur, in unserem Sinne an ihnen rumzubasteln. Erst im Ablösungsprozeß von der Organisation, worunter wir auch den gedanklichen Auflösungsprozeß verstehen, der uns zwei Jahre dort mitarbeiten ließ, wurde uns die zentrale Bedeutung der Befangenheit in Vorstellungen klar, die zu einer allein seligmachenden Welterklärung zusammengekittet wurden.

Im folgenden wollen wir einige Stationen des fortschreitenden Prozesses der Vereinnahmung von Denken und Handeln der Mitglieder durch die Organisation schildern.

KVZ-Verkauf

Die KVZ (Kommunistische Volkszeitung) ist das Zentralorgan des KBW. Sie hat in der Vereinigung der regionalen Zirkel und Gruppen zum KBW eine wichtige Rolle gespielt. Heute ist der KVZ-Verkauf zum Hauptinstrument der politischen Arbeit geworden, mit dem erklärten Ziel, die reformistisch orientierte Arbeiterklasse durch Agitation und Propaganda für den Kommunismus zu gewinnen. Studenten sollen durch den KVZ-Verkauf in unmittelbaren Kontakt zu den Volksmassen treten und auf diesem Wege in die Volkskämpfe mit einbezogen werden.

Wir verkauften wöchentlich einmal im Stadtteil und einmal vor einem Betrieb, in dem eine Betriebszelle des KBW arbeiten sollte, die unsere Grundeinheit zu unterstützen hatte. Die Notwendigkeit des Verkaufs der Zeitung war klar. KVZ, Zentralorgan, Propagierung der richtigen Ansicht, Vorschläge für den konsequenten Kampf um Forderungen, die Ausdruck der objektiven Interessen der Arbeiterklasse und des Volkes sind usw. usw. Aus der Sicht des einzelnen KVZ-Verkäufers sieht das aber so aus, wie es einer von uns aus eigener Erfahrung schildert:

So stand ich also um 5.30 Uhr vor dem Betrieb. Nicht direkt davor, die Arbeiter und Angestellten sollten ja nicht beim Kauf vom Pförtner gesehen werden. Also stand ich ungefähr auf der Mitte zwischen Betrieb und Bahnhof. Im Hinterkopf das letzte Verkäufertruppgespräch, auf dem nochmals die entscheidende Bedeutung der Aufklärung über diese und jene Maßnahme des bürgerlichen Staatsapparats, die Betrugsmanöver der DGB-Bonzen und

ähnliches betont worden war. Auch, daß man offensiv auftreten müsse, kühn voranschreiten, vor allem nicht nuscheln, wenn man die Parolen ruft. Die 10 Zeitungen auf dem Unterarm mit der Hand von unten umfassend, mit der anderen nochmals zurecht gestaucht, damit der Kopf der Zeitung und vielleicht noch die Hauptüberschrift gut erkennbar ist. Trotzdem dieses ungeheuer flaue Gefühl im Magen.

Und schon sah ich eine Gruppe Menschen auf mich zu kommen. Ich bemerkte gar nicht mehr die morgendliche Kühle, die Spannung stieg. Meine Gedanken waren schon weiter: Was soll ich antworten, wenn einer der Arbeiter/innen oder Angestellten mich anspricht? Wie werde ich es angehen, beim ersten Zeitungskauf die Käufer noch auf wichtige Artikel und ihre Bedeutung hinzuweisen? In Gedanken legte ich mir schon zurecht, wie ich die Käufer/innen zu unseren Lesertreffs einladen würde. War die Gruppe noch 8 - 5 m von mir entfernt, erhob ich meine Stimme zum Ausrufen der Parolen. Der entscheidende Augenblick war gekommen.

Es ist schwer vorstellbar, wie schnell 20 - 30 Menschen an einem vorüber sind, wenn sie frühmorgens zur Arbeit gehen. Die an mir Vorbeirasenden dürften vielleicht zwei Worte, wenn überhaupt irgendwas von meiner Parole mitbekommen haben. Nachdem ich mir nach den ersten Malen noch den Kopf zerbrach: sollte ich mich besser placieren?, früher mit dem Ausrufen beginnen?, kurze Strecken mitlaufen?, kam ich doch schnell auf die Idee, daß es an etwas anderem liegen muß, als daß man es mit einem technischen Herangehen lösen könnte. Was ich da rief und anbot waren nicht ihre Probleme, es waren nicht die Angelegenheiten, die sie beschäftigten. Bald war ich mir der Sinnlosigkeit eines solchen Vorhabens voll bewußt. Doch ich ging immer wieder hin. Manchmal als einziger, weil gerade diejenigen, die in der Grundeinheit für mehrmaliges Verkaufen in der Woche plädiert hatten, von ihrer ideologischen Klarheit so besoffen waren, daß sie morgens verschliefen und nicht kamen.

Vielleicht kam bei mir noch ein romantischer Reiz hinzu. Die Bilder, die tief in meiner Erinnerung stecken, aus den russischen Revolutionsfilmen, die ich als Schüler statt Hausaufgaben zu machen immer um 13.30 im DDR-Fernsehen gesehen hatte. Der aufrechte Bolschewik, der in aller Herrgottsfrühe die illegal gedruckten Flugblätter verteilt. Es kostet jedesmal neue Überwindung, aber wenn ich von der Frage nach irgendeinem Sinn meines Tuns absah, blieb immer noch ein Gefühl der Selbstbestätigung, ein bißchen über den eigenen Schatten gesprungen zu sein, seinem den anderen vorgehaltenen Anspruch selbst entsprochen zu haben. Im Nachhinein ist mir natürlich klar, daß ich genausogut im Winter im Grunewaldsee baden gehen könnte. Auf dieser Ebene etwa liegt ein solcher Akt der Selbstüberwindung.

Am Tag darauf hatten wir immer Verkäufertruppbesprechung. Ab und zu mit einem Mitglied der Betriebszelle. In unserem Falle war es immer die gleiche Genossin, da unsere Betriebszelle wohl nur ein Mitglied hatte – aber richtig durchgestiegen sind wir da nie, denn die Politik der Betriebszelle wurde uns nur andeutungsweise oder gar nicht erklärt. Einer nackten Frau kann man auch nicht in die Tasche fassen. Bei solchen Sitzungen unterhielten wir uns ernsthaft zwei Stunden über die Strategie zur Steigerung des Verkaufs, oder besser gesagt: zur Aufnahme des Verkaufs. Denn die drei abgesetzten Exemplare waren Verkäufe an unmittelbare Sympathisanten, die sich die Zeitung auch woanders hätten holen können. Wurde einmal die Vergeblichkeit allen noch so offensiven Verkaufseinsatzes angesprochen, verwies die Anleitungsgenossin auf die zu verbessernde Betriebsarbeit der Zelle, dann würde sich auch der Verkauf vor dem Tor verbessern – als ob die Betriebsarbeit zur Erhöhung der Verkaufszahlen diente! Das letzte Argument blieb immer der Satz von der allgemeinen Notwendigkeit von Agitation und Propaganda und von der erforderlichen Präsens der Kommunisten an allen Orten.

Eine weitere Erklärung für mein rastloses Durchhalten war die empfundene Solidarität und Verpflichtung gegenüber den anderen Genossen/innen. Man übernahm Aufgaben und führte sie durch, weil man wußte, daß die anderen vielleicht genausowenig Lust hatten, oder genausowenig Sinn darin sahen und es trotzdem taten. Und da wir uns das nicht gegenseitig offen eingestanden, war der Weg der kollektiven Gegenwehr versperrt. So ging ich immer wieder hin, so sinnlos es auch war. Nur innerhalb des organisatorischen Zusammenhangs erhält es einen Sinn. Ein gutes Beispiel, wie im Laufe der Zeit die Eigenidentität durch die Identität mit der Organisation ersetzt wird, ja notwendig wird, um nicht an sich selbst zu verzweifeln. Das erschwert dem Einzelnen das Brechen mit der Organisation ganz ungemein, denn das bedeutet zunächst Identitätsverlust, das Eingeständnis, monate- oder jahrelang Sinnlosigkeiten betrieben zu haben.

Der Sprachcode

Eine wichtige Funktion bei der Abkapselung der Mitglieder des KBW von der Umwelt, von Kontakten und Beziehungen mit anderen Menschen hatte die Organisationssprache. Man mußte eine bestimmte Sprache sprechen, gewisse Worte, Kürzel und Redewendungen benutzen. Der Sprachcode wurde oben festgelegt: die zentralen Publikationen (Zeitung, Broschüren und Erlasse der Leitung) waren in einem Sprachstil gehalten, der zwar einzelnen Personen der Führung zuzuordnen ist und deren Art des persönlichen Aus-

drucks sein mag, sich aber doch unverkennbar an „geheiligten Vorbildern" orientiert, etwa an Lenin oder am katastrophalen Deutsch der Peking Rundschau.

Den Sprachstil dieser zentralen Publikationen nahm sich der überwiegende Teil der Genossen zum Vorbild. Anstatt in ihrer bisherigen Alltags- und Umgangssprache zu reden und zu schreiben übernahmen sie Redewendungen und Diktion des Vorbildes. So hatte ein führendes Mitglied der Organisation zur Bekräftigung von irgendeiner gewichtigen Äußerung die Sprechblase „und dann ist das gut und nicht schlecht" gebraucht. Das nichtssagende Sätzlein machte schnell die Runde. Kaum eine Beschlußvorlage, kein längerer Artikel eines Fachbereichsinfos konnte auf die Verwendung der Phrase verzichten. Manche Genossen konnten „und dann – oder: und deshalb ist das gut und nicht schlecht" mehrmals während einer Sitzung zur Unterstreichung ihrer Ansichten verwenden. Andere benutzten es mit liebevoller Ironie; ihnen war klar, daß es sich um die nichtssagende rhetorische Wendung eines Organisations-Führers handelte und in der leicht ironischen Verwendung schwang jenes Quentchen Kritik mit, das man sich offen nicht leisten konnte. Aber viele Genossen benutzten die Redewendung mit tiefem Ernst, bis sie durch eine neue Sprachschöpfung eines ZK-Mitglieds abgelöst wurde.

Besonders auffallend war die Organisations-Einheitssprache immer bei geschriebenen Texten. Das lag sicher daran, daß man sich, wenn man einen Artikel schrieb, zuerst die zentralen Veröffentlichungen zu dem Thema nebst alten Flugblättern u. ä. durchlas und das dann paraphrasierend in einen eigenen Text umarbeitete bzw. mit den entsprechenden Einfügungen für das Zielpublikum (Termin und Ort einer Veranstaltung, Demonstration) versah.

Nach einer gewissen Zeit als KBW-Mitglied hörte sich auch die gesprochene Rede vieler Genossen an, als würden sie eine Broschüre oder ein Flugblatt der Organisation auswendig aufsagen. Angefangen hat diese Sprachdeformation meistens bei der Agitation in der Öffentlichkeit, beim Flugblattverteilen und Zeitungsverkaufen. Denn die persönliche Identifikation mit dem Agitationsziel war fast immer oberflächlich. Zwar hatte einem die sogenannte „politische Bedeutung des Kampfes" durch Artikel aus dem Zentralorgan und Diskussionen in der Grundeinheit klar zu sein, außer diesen Richtlinien hatte man aber meist kaum eine Ahnung von den Problemen und Konflikten, über die man agitierte, geschweige denn war man persönliche davon betroffen. Deshalb leierte die Agitatorin oder der Agitator einfach die paar Sätze runter, die sie/er sich gemerkt hatte, natürlich mit dem entsprechenden Erfolg. Für die Erarbeitung von fundierteren Kenntnissen über einen bestimmten Problemkreis fehlte schlicht die Zeit. Genauere Kenntnisse zu haben, eine eigene Meinung zu äußern war als „Spezialistentum"

verpönt. Der richtige Kommunist hatte umfassend gebildet zu sein und überall die vorantreibenden Vorschläge zu machen – in dem Sinne, daß er jederzeit die entsprechende Einschätzung des Zentralorgans wiedergeben konnte.

Viele Genossen lasen kaum etwas außer den eigenen Publikationen, den „Klassikern des ML" und der fürs Studium absolut unentbehrlichen Literatur. Wenn sie sich mal anders bildeten, lasen sie „proletarische Romane" aus der Weimarer Zeit, sahen sich aufbauende Filme aus der VR-China oder ähnliches an. Dieser Mangel an Auseinandersetzung mit „bürgerlicher Literatur", mit „unpolitischen" Filmen, die Tatsache, daß die meisten Genossen nie in Popkonzerte gingen (Popmusik war laut KVZ bloß ein Mittel der Bourgeoisie, die Arbeiterjugendlichen vermittels dekadenter Kultur vom Kampf gegen Ausbeutung und Staat abzuhalten), dieses ständige Eingeschlossenbleiben im keimfreien Milieu des von der ML-Ideologie desinfizierten Dunstkreises der Organisation, trug wesentlich bei der Herausbildung eines Sprachcodes, der mit seinen Begriffen, seinen apodiktischen Kategorien gar nicht mehr zu ließ, differenzierte Fragen zu stellen bzw. Erklärungen realer Probleme zu suchen. Eine spontane Neugier und Aufgeschlossenheit anderen Ansichten, neuen gesellschaftswissenschaftlichen Theorien gegenüber mußte damit verkümmern. Die Wirklichkeit war generell durch die Brille und nach dem Interpretationsmuster der von der KBW-Führung legalisierten ML-Glaubenssätze zu betrachten. Die eigene Erfahrung zählte nichts.

Mit der Zeit wurde der Sprachcode zur Umgangssprache jedes Mitglieds. Es verlernte, so zu sprechen, daß Nicht-Mitglieder es noch verstanden. Und es verlernte, von anderen Menschen geäußerte, nicht im Code gehaltene Aussagen zu verstehen. Alles was nicht Code war wurde von ihm als falsch oder „bürgerlich" abgelehnt. Wenn man mit anderen nicht mehr diskutieren *kann*, diskutiert man nicht mehr mit ihnen. Weil man sich nicht mehr mit anderen auseinandersetzt, verliert man den Bezug zur Realität.

Beschlußdemokratie

Die Ortsleitung hatte beschlossen, man müsse das Programm der Arbeiterklasse zur Wahl stellen, an den Landtagswahlen teilnehmen. Obwohl von Haustür zu Haustür gegangen wurde, gelang es bis kurz vor Weihnachten nicht, auch nur für einen Kandidaten die gesetzlich erforderliche Unterschriftenanzahl zusammenzubekommen. Auf einer schnell einberufenen Mitgliederversammlung teilte der Zentrale Ausschuß der KHG mit, die Weihnachtsferien würden für alle Mitglieder gestrichen, wir hätten bis Anfang Januar 75 die erforderlichen Unterschriften im Einsatz rund um die Uhr zusammen-

zu suchen.

Viele sonst sehr linientreue Genossinnen und Genossen murrten und sprachen gegen diesen Beschluß. Ein großer Teil der KHG-Mitglieder wohnte nicht in der Stadt und viele wollten über Weihnachten nach Hause fahren oder für einige Tage verreisen. Das war die Situation, die einer von uns so erlebt hat:

Ich hatte mir überlegt, was ich auf der Mitgliederversammlung sagen wollte. Für mich war die kurzfristige Ansetzung der Unterschriftensammlung ein weiterer Beweis für die organisatorische Unfähigkeit der Ortsleitung. Zudem zeigten gerade die Schwierigkeiten, die erforderlichen Unterschriften zusammenzubekommen, wie mangelhaft die Organisation noch verankert war – ein Hinweis darauf, wie schlecht der KBW bei den Wahlen abschneiden würde. Beide Argumente bestärkten mich in meiner schon früher geäußerten Ansicht, eine Wahlteilnahme sei für eine so schwache Gruppe ohnehin nicht sinnvoll.

Abgesehen davon war ich entschlossen wegzufahren. Ich hatte seit einem Monat eine neue Beziehung und war sehr verliebt, wir wollten zusammen wegfahren. Ich erlaubte mir zwar manchmal auf Zellensitzungen, mit persönlichen Bedürfnissen zu argumentieren, stieß damit aber regelmäßig auf die Ablehnung der Genossen, die die „Politik an erste Stelle" setzten. Auf einer Mitgliederversammlung wagte ich das nicht, hier zählten nur politische Gründe und verliebt zu sein war kein politischer Grund. Ich konnte mir das Unverständnis und die Kommentare der linientreuen Genossen vorstellen: kleinbürgerliches Individuum, das persönliche Bedürfnisse über die Notwendigkeiten des Klassenkampfs stellt. Mich vor vielen Leuten bloßstellen konnte ich nicht, ich hatte schon genug Schwierigkeiten, vor einer unüberblickbar großen Menge Menschen überhaupt zu reden.

Als ich meine kurzen Argumente den etwa 200 versammelten Genossinnen und Genossen vorbrachte, hatte ich das Gefühl, überhaupt nicht gehört zu werden. Ich war kein guter Redner, meine Argumente gingen unter.

Der nach mir sprechende Genosse des ZA malte die Alternative aus zwischen „kleinbürgerlichem Zurückweichlertum" oder „Erfüllen der Notwendigkeiten, die der Klassenkampf an die Kommunisten stellt". Weil das ZK des KBW und die Ortsleitung so beschlossen hatten, war die Wahlbeteiligung und damit das Sammeln der Unterschriften eine Notwendigkeit des Klassenkampfs.

Dann sprach ein eigens hierfür angereister Mann des ZK des KBW. Komischerweise beeindruckte mich, was er sagte. Vielleicht lag das daran, daß er der Ortsleitung Vorwürfe machte wegen der schluderigen Vorbereitung. Solche Kritik aus dem Mund eines Typs, dem die Genossen zuhörten, fand ich schon mal gut. Er zeigte auch Verständnis für die Sorgen der Genossen, die wegfahren wollten, er-

wähnte auch „junge Genossen, die sich in verständlichem Konflikt mit ihren bürgerlichen Familienbanden" befänden. Er appellierte an unser Bewußtsein als Kommunisten, die politische Lage erfordere, unsere persönlichen Bedürfnisse hintanzusetzen. Er appellierte an unser Solidaritätsgefühl mit den Genossen der KBW-Gruppe, die alle hierblieben und Unterschriften sammelten. Und an unser Solidaritätsgefühl mit den politisch hochbewußten Genossen der KHG, die sich schon ebenso entschieden hätten. Großer Applaus.

Obwohl er mit keinem Satz darauf eingegangen war, ob die Wahlbeteiligung überhaupt sinnvoll war, hatte er auch mich in dem Moment fast überzeugt, es sei vielleicht doch richtig hierzubleiben und Unterschriften zu sammeln. Irgendwie fand ich es nun auch unsolidarisch, wenn ich einfach wegfahren würde, während die anderen alle hierblieben. Eine große Mehrheit stimmte für hierbleiben. Ich enthielt mich der Stimme und fuhr mit meiner Freundin weg. Dem KBW brachte die Wahlbeteiligung nebst etwa 0,1 % der Stimmen, etliche Entlassungen und Berufsverbote für die kandidierenden Genossen.

Veranstaltungen

Es wird zum soundsovielten Male eine Veranstaltung zu einem beliebigen Thema angesetzt, Referate werden ausgearbeitet und vordiskutiert, Flugblätter verfaßt, zu Tausenden gedruckt und verteilt, Plakate entworfen, hergestellt und geklebt, Räume ausfindig gemacht, angemietet und ausgeschmückt und vielleicht sogar noch im Seminar/Betrieb für den Besuch dieser Veranstaltung geworben. Insgesamt eine Wahnsinnsarbeit, um möglichst viele Leute für die Veranstaltung zu agitieren. Am Abend der Veranstaltung muß man feststellen, daß man außerhalb der eigenen Organisation niemanden mobilisiert hat. Daß ein paar hundert Mitglieder der Organisation erschienen sind, ist nur dem Beschluß zu verdanken, der von jedem einzelnen verlangt, sämtliche Veranstaltungen der Organisation zu besuchen. Damit wird für ein solches Ritual wenigstens der äußere Schein von Sinnhaftigkeit erzeugt. Dieser Beschluß schreibt auch vor, dem Referenten und der Diskussion aufmerksam zuzuhören, die Veranstaltung nicht etwa vorzeitig zu verlassen (vor dem Absingen der Internationale) oder zwischendurch mit Bekannten zu quatschen, hin- und herzurennen, Terminverlagerungen vorzunehmen, oder gar Mitgliederbeiträge einzutreiben. Das war in der Vergangenheit allzu häufig vorgekommen und hatte nach Ansicht der Leitung die wenigen nicht der Organisation oder konkurrierender Sekten angehörigen Individuen vorzeitig von der Veranstaltung vertrieben.

Nicht etwa, daß man sich in der Organisation danach gefragt

hätte, ob vielleicht das Thema oder der Anlaß der Veranstaltung ungeeignet gewesen ist. Ob es womöglich niemanden interessiert, „was die Kommunisten dieser Stadt" dazu zu sagen haben und daraus entsprechende Konsequenzen zieht. Nein, die objektive Notwendigkeit gerade an diesem „Punkt" Agitation und Propaganda zu entfalten, leitet sich ja aus der Analyse der bestehenden Weltlage ab, wie man sie erst jüngst von J. S. in der KVZ lesen konnte.

Die „Diskussion" in der Grundeinheit spitzt sich dann auch ziemlich schnell darauf zu, daß die Veranstaltung nicht offensiv genug propagiert worden ist, nicht genug Flugblätter mit ideologisch klarerem Inhalt gemacht wurden usw. Und, entscheidendes Argument: daß bestimmte Genossen entweder „zurückweichlerisch" im Seminar aufgetreten sind und die Veranstaltung nicht angesagt haben, beim Zeitungsverkauf nicht andauernd laut gerufen haben oder gar nicht erst zur Veranstaltung gekommen sind. Das sei Ausdruck von kleinbürgerlicher Disziplinlosigkeit, die nur in harter politischer und ideologischer Erziehungsarbeit überwunden werden könne. Nur rückhaltlose „Kritik und Selbstkritik" könne ihnen die proletarische Anschauung durch harte und geduldige Arbeit in „schwieriger" Situation vermitteln, in denen die Volksmassen „noch" den „Spaltungs-" und „Betrugsmanövern" der Bourgeosie und ihrer „Lakaien" aufsitzen. Mit knapper Mehrheit wurde eine Beschlußvorlage verabschiedet, die die Leitung kritisiert, die Veranstaltung zu kurzfristig angesetzt zu haben.

Nach unserem Austritt kommen uns solche Situationen unwirklich vor. Was hat uns und was bringt heute noch so viele dazu, die Absurdität ihres Handelns überhaupt nur so begrenzt wahrzunehmen, welches sind die Mechanismen, die solche erlebten Situationen in einer Weise uminterpretieren, die eine radikale Kritik an der Organisation unmöglich machten? Wichtig für die Erklärung ist sicherlich die totale zeitliche, psychische und physische Beanspruchung des einzelnen durch die Organisation, die sich als relative Isolierung von seinem eigentlichen und ursprünglichen Lebenszusammenhang auswirkt. Nur durch den totalen Einsatz der Genossen kann die Organisation ihre nicht nur zahlenmäßige Schwäche notdürftig ausgleichen. Nur dadurch kann sie ihre „Politik" aufrecht erhalten, die verlangt, überall dort „einzugreifen", wo die Volksmassen in „Bewegung kommen" oder zu geraten scheinen. „Eingreifen" heißt dann, diese vermeintliche Bewegung mit Agitation und Propaganda zu überschütten und zu versuchen, sie in eine Richtung gegen den Staat und den Kapitalismus insgesamt zu bewegen. Diese Politik verlangt nicht nur ständige Einsätze der Genossen, sondern auch einen umfangreichen technischen Apparat, der den immensen Ausstoß an Papier und die Koordinierung der verschiedenen Tätigkeiten erst ermöglicht.

Was das für das einzelne Mitglied dieser Organisation heißt, können wir einmal aus eigener Erfahrung aufzählen:

An der Uni: 1 mal wöchentlich 4 - 5 Stunden Grundeinheitsplenum, dazu die Zeit der Vor- und Nachbereitung (Texte, Zeitung lesen, Protokoll). 1 mal wöchentlich 2- bis 3stündige Schulung. Zusätzlich eine Unzahl von Sonderterminen zur Diskussion von diversen Rechenschaftsberichten des ZK bis zur GE-Leitung.

Tagesdienste: in der Uni Büchertisch machen bzw. Anwesenheit im Raum der Organisation zwecks Entgegennahme von Flugblättern und neuer Direktiven, Ausführen technischer Arbeiten (wöchentlich 1 mal 10 - 14 Uhr) Zeitungsverkauf, Flugblätter im Institut und vor der Mensa verkaufen bzw. verteilen. Übernahme einer speziellen Funktion: „info"-Herstellung, „Botendienst", Druckereidienst.

Im Stadtteil: 1 mal pro Woche einen Nachmittag lang Zeitungsverkauf, Flugblattverteilen, Plakate kleben; Sitzung mit der zuständigen Stadtteilzelle.

Vor dem Betrieb: Zeitungsverkauf mindestens 1 mal die Woche, morgens 2 - 3 Stunden; abends oder darauffolgenden tags: Sitzung mit der „Zelle", zusätzlich Verteilen von Flugblättern in unregelmäßigen Abständen. Ortsgruppe: Bürodienst, d. h. einen halben Tag im Büro der Ortsgruppe, sämtliche anfallenden Tätigkeiten erledigen; Nachtdienst, d. h. von 18.00 bis 5.00 das Gleiche: Tippen der Mitgliederbriefe, drucken, legen, zusammenheften. Aufräumen etc. 14-täglich.

Sonstiges: Pflicht für jeden, in einem der zahlreichen Komitees mitzuarbeiten, pro Woche eine Sitzung plus „Fraktions"treff.

Außerplanmäßiges: Veranstaltungen aller Art vorbereiten, Redebeiträge verfassen, Ordner bei Demos stellen, Artikel, Berichte und Wandzeitungen schreiben, Hausbesuche im Wahlkampf und danach, Seminarkollektive, Delegiertenkonferenzen, Demonstrationen und Veranstaltungsbesuche obligatorisch.

Natürlich durfte man nur 3 Wochen im Jahr in Urlaub fahren – nicht ohne zum Urlaubsort Propagandamaterial mitzunehmen und dort zu vertreiben.

Eigentlich war man mindestens 40 Stunden in der Woche für die Organisation auf den Beinen, und das als Mitglied einer Massenorganisation.

Der zeitliche Aufwand allein spiegelt jedoch noch nicht das erschreckende Maß der Vereinnahmung durch die KHG wider. Ein genaueres Bild ergibt erst der Inhalt der Tätigkeiten, die Art und Weise, wie diese geplant und innerorganisatorisch vergeben wurden. Kennzeichen für die Inangriffnahme einer neuen Aufgabe war immer, daß sie von höheren Instanzen beschlossen und vorher in der

GE nie diskutiert wurde. Die Beschlüsse trugen das Zeichen ihrer Unumstößlichkeit schon bei ihrer Verkündung, denn der „demokratische Zentralismus" verlangt ihre unbedingte Ausführung. Auf inhaltliche Vermittlung wurde kein Wert gelegt, Zustimmung oder Ablehnung hat ja erstmal keine Bedeutung. Damit soll nicht behauptet werden, daß die Beschlüsse nicht begründet wurden. Aber diese Begründungen hoben immer die „objektiven Notwendigkeiten" hervor, nie hingegen die individuellen oder kollektiven Fähigkeiten und Schwierigkeiten, die bei ihrer Durchführung entstehen könnten. Fast jeder Beschluß begann mit den Worten: „Die Lage erfordert . . ." „Die Klassenkampfsituation zwingt zu . . ." „Die Weltlage erhöht die Anforderungen an die Kommunisten." Der „subjektive Faktor" wird in der Weise einbezogen, daß stillschweigend von der Fiktion einer kommunistischen Organisation ausgegangen wird, die ex definitionem in der Lage ist „allseitig" und „umfassend" den angeblichen Erfordernissen gemäß zu reagieren – eine blanke Selbsttäuschung, denn ein Beschluß galt z. B. für jede GE in gleicher Weise, egal ob sie groß oder klein war und ohne Rücksicht auf besondere Bedingungen.

Jedes Anzweifeln der neuen Beschlüsse mußte daher gegen die doppelte Autorität der jeweiligen Leitung und der sich aus der angeblichen „Realität" ergebenden „objektiven Notwendigkeiten" ankämpfen. Doch wie soll man die Begründung in Frage stellen, wenn einem selbst nur ein Ausschnitt dieser „Realität" bekannt ist, weil die Verallgemeinerung per Erfahrungen nur vertikal aber nicht horizontal stattfindet? Der Einwand, ein bestimmter Beschluß sei im eigenen Bereich nicht durchführbar, wurde mit dem Hinweis auf die „Realität" anderer Bereiche vernichtet. Insofern stand man den Beschlüssen ohnmächtig gegenüber. Wollte man seinen Ausschluß nicht riskieren, mußte man sich fügen. Man kann dann nur noch versuchen, sich mit irgendwelchen Entschuldigungen um die Lasten einer solchen Politik zu drücken, deren Sinn man nicht einsah. Die Arbeit selbst war aber gekennzeichnet durch andauernden Mißerfolg. Der Aufwand stand in keinem Verhältnis zu den Ergebnissen, die erzielt wurden.

Schließlich macht es die totale Absorption des Einzelnen durch die Organisation unmöglich, anderen Interessen nachzugehen, die einen höheren Grad an Selbstverwirklichung bringen könnte. Man war oft nicht mal mehr in der Lage, ins Kino zu gehen oder andere als die vorgegebene Pflichtlektüre zu lesen. Man konnte sich gerade für den nächsten Einsatz erholen. Die vielfältigen Eindrücke, Anregungen und Erfahrungen, die einem aus der Beschäftigung mit anderen Dingen erwachsen könnten, blieben aus, eine aktive Auseinandersetzung mit anderen Dingen ging verloren oder konnte sich erst gar nicht entwickeln.

Als Student wird nun durch die ständige Arbeit für die Organi-

sation zusehends entrückt, man besuchte Lehrveranstaltungen – wenn überhaupt – nur noch, um was anzusagen und politische Diskussionen vom Zaune zu brechen.

Arbeitszusammenhänge oder Gruppen mit anderen, nichtorganisierten Studenten kommen nur selten zustande, die unumgänglichen werden mit minimalstem Aufwand durchgezogen. Anderen Studenten konnte man sich nur noch über abstrakte Phrasen und leeres Geschwafel annähern.

Kommunikation

Zwangsläufig müssen im Zuge der Vereinnahmung durch die Organisation auch Bekanntschaften und engere persönliche Beziehungen verkümmern, die nicht im Organisationsrahmen stattfinden. Mitglieder anderer Organisationen werden zu Gegnern oder Feinden, Nichtorganisierte zu mit Agitation und Propaganda einzudekkendem Material. Da die meisten Organisationen nur mit ihresgleichen persönlich verkehrten, isolierten sie sich „freiwillig", hatten keine Gelegenheit mehr, ihre eigenen Ideen, Theorien und politischen Konzepte mit anderen zu konfrontieren.

Aber auch im Innern des KBW gab es kaum einen Austausch von Ideen und Erfahrungen, oder gar persönliche Gespräche und Kontakte über die Grundeinheit hinaus. Die Beschränkung der Freizeit ließ es gar nicht zu, daß solche Kontakte zustandekamen.

Die einzigen informellen Kommunikationszusammenhänge waren Cliquen, die sich um einzelne angesehene führende Genossinnen und Genossen herum, häufig auch im Umkreis von KBW-Wohngemeinschaften bildeten. In diesen Cliquen fanden sich die Leute zusammen, die ohnehin mit allem einverstanden waren, was im Verein lief. Hier wurden politische Linien festgelegt, Pöstchen verschoben, Nachwuchs gezogen, auch die neuesten Gerüchte über führende Genossen ausgetauscht.

Einer von uns machte die Erfahrung, daß die Bereitschaft, für die Organisation zu arbeiten, besonders dann stark ausgeprägt war, wenn gerade eine Beziehung in die Brüche gegangen war. In solchen Situationen bietet die in sich fest geschlossene Organisation das trügerische Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit. Auf unüberbietbare Weise drängt einem die Organisation die Möglichkeit auf, in der Arbeit „aufzugehen", seine Probleme nicht etwa zu lösen, sondern zu kompensieren. In ihr findet man seine trügerische Stabilität.

Da sich der einzelne in der Organisation nicht zur Wehr setzen kann, bleibt nur noch die Alternative: einzutauchen in den Nebel politischer Umnachtung und totaler Realitätsblindheit, also strammes Mitglied der Organisation zu werden – oder sich auszuklinken. Je mehr sich die KHG verfestigte, je weniger echte Diskussionen möglich waren, um so unwohler fühlten wir uns.

Durch die negativen Erfahrungen in der KHG lernten wir, daß auf die Art und Weise wie diese Organisation wirkte, der Aufbau einer sozialistischen Bewegung nicht laufen kann. Der Austritt war nur Endpunkt einer logischen Entwicklung.

Eine Zeitlang nach unserem Austritt stellten wir uns die Frage, ob wir nicht persönlich versagt hätten und ob wir nicht durch größeren persönlichen Einsatz, durch klügeres taktisches Verhalten die Organisation in der von uns angestrebten Richtung hin hätten ändern können. Heute sind wir sicher, daß dies weder möglich war, noch einen Sinn gehabt hätte. Im Gegenteil, diese anfänglichen Zweifel an unserem eigenen Verhalten, ob „persönliches Verschulden" unsererseits vorlag, weisen auf die noch nach dem Austritt fortdauernde Befangenheit hin, auf ein Weiterdenken in von der KHG gesetzten Kategorien. War doch schon unser Versuch fehlgeschlagen, durch „vorbildliches Verhalten", durch Zuverlässigkeit bei der Ausführung übertragener Aufgaben bei den dogmatischen Genossen Respekt und Anerkennung zu finden.

Wir ließen uns damit ein auf die gegebenen Verhältnisse und erlagen mit der Zeit den Mechanismen der Organisation in einer anderen, aber genauso verückten Weise wie die Genossen, die mit allem von oben einverstanden waren. Die hatten Angst, als kleinbürgerliche Zurückweichler entlarvt zu werden, uns beschlich beim „Zurückweichen" vor politischen Aufgaben das schlechte Gewissen, unserem eigenen Anspruch als „zuverlässige Genossen" nicht entsprochen und deshalb unsere Meinung nicht durchgesetzt zu haben. Wir wurden damit doch wieder hinterrrücks in die organisatorischen Mechanismen der Sekte gebannt.

Heute meinen wir, daß diese Organisationen nicht etwa an sich richtige theoretische Vorstellungen in falscher Weise praktisch umsetzen. Ihre Praxis *ist* vielmehr die Umsetzung des Marxismus-Leninismus. In diesem Sinne können wir sagen, daß die Erfahrungen in der KHG uns vom Marxismus-Leninismus abgebracht haben. Wir suchen nach gangbaren Alternativen einer sozialistischen Theorie und einer sozialistischen Organisierung.

Wenn „die Kaderin" erzählte . . .

„Eine Zeitlang dachte ich, daß dieses Zögern, sich über persönliche Dinge oder auch nur über die Heldentaten seiner Kameraden als Individuen auszulassen, von Bescheidenheit von Furcht und Argwohn gegen mich oder dem Bewußtsein herrührt, daß auf den Kopf vieler dieser Männer Preise ausgesetzt waren. Später kam ich dahinter, daß dies nicht der Fall war, sondern daß die meisten sich an persönliche Einzelheiten tatsächlich nicht erinnerten. Als ich anfing, Biographien zu sammeln, fand ich zu wiederholten Malen, daß ein Kommunist alles erzählen konnte, was in seiner frühen Jugend geschehen war; wenn er sich aber einmal mit der Roten Armee identifiziert hatte, verlor er sich irgendwo, und ohne wiederholtes Fragen kriegte man nichts mehr über *ihn zu hören, sondern nur Geschichten über die Armee oder die Sowjets oder die Partei – und mit großen Anfangsbuchstaben. . . . Die Ereignisse schienen für sie nur kollektiv Bedeutung zu haben, nicht weil sie als Individuen dort Geschichte gemacht hatten, sondern . . ."*

E. Snow über Mao-Tse tung in: Roter Stern über China

K: Warum interessiert dich das Thema „Schwule im KSV" überhaupt? Weißt du nicht, daß Kommunisten sehr häufig Homosexualität vorgeworfen wurde, um sie politisch noch wirksamer diskriminieren zu können?

F: Die Kommunisten brauchen sich ihrer Schwulen nur zu schämen, wenn sie den Faschisten, die die Schwulen in ihren eigenen Reihen erschossen haben, das Recht zugestehen, einen Kommunisten homosexueller Beziehungen wegen als Schwulen anzuklagen, wenn er es ist. Das ist das Problem, über das wir reden. Ein ganz anderes Problem ist es, wie einer, der nicht schwul ist, damit fertig wird, wenn er wie ein Schwuler diskriminiert wird. Ich will deswegen mit dir über die Schwulen im KSV, in der Liga gegen den Imperialismus oder in der KPD reden, weil ich ein Interesse daran habe herauszufinden, wie wir wurden, was wir sind. Auf dem Weg von der Studentenbewegung am Ende der 60er Jahre bis heute wollten wir viel verändern; es hat sich viel geändert. Ich könnte auch an deiner Stelle sitzen und möchte wissen, warum ich die Fehler gemacht hätte, die du gemacht hast. Das bezieht sich nicht nur auf die Frage, warum ein Mann zu einem anderen Mann – oder mehreren Männern – Beziehungen aufnimmt und unter welchen Bedingungen er das tut: also um die Gesellschaft, in der wir leben. Die spekulative Frage nach den Ursachen der Homosexualität lassen wir mal draußen. Also: Wieviel Schwule gibt es im KSV?

K: Ich kenne nicht viele Schwule, die in der KPD, im Kommunistischen Studentenverband, der Liga gegen den Imperialismus oder im Kommunistischen Jugendverband organisiert sind. Aber – wie überall – gibt es auch in diesen Organisationen Schwule. Ei-

nige kenne ich, oder ich habe sie gekannt. Wahrscheinlich kennt „die Mutter" (so haben wir konspirativ „die Partei" genannt) die Zahl „der Schwestern" (so reden manchmal Schwule liebevoll über andere Schwule) selbst nicht. Darüber kann ich nur Vermutungen anstellen. Ich will mich aber auf meine Erfahrungen beziehen. Bevor ich diese Erfahrungen gemacht habe, mußte ich Vermutungen anstellen. Andere müssen es auch. Willy, der sehr viel in der Organisation herumgekommen ist, vertritt die „Fünfundneunzig-Prozent-Theorie". Diese „Theorie" besagt sehr einfach, daß 95 % aller Männer schwul sind – 90 % wissen es nur nicht. Wenn ein Genosse, noch dazu ein Reisekader, die richtigen 5 % herausfinden will, muß er unter den Bedingungen seiner Arbeit auf die Fünfundneunzig-Prozent-Theorie kommen, um sein Leben aushalten zu können. Es ist doch so, daß er täglich nur Genossen trifft, die nicht zu erkennen geben, ob sie nun schwul sind oder nicht. Das ist ein ganz anderes Verhalten als in einer schwulen Aktionsgruppe, in der kommerziellen Subkultur oder gar auf dem Ku'damm.

F: Du hast von anderen Schwulen als „den Schwestern" gesprochen. Hat das etwas damit zu tun, daß du, ein Mann, „die Kaderin" genannt wirst?

K: O Gott, „die Kaderin" – das ist ein Spitzname, der mir in der schwulen Subkultur von irgendeinem Sponti angehängt worden ist, der mich auf einer Demo sah. Ich bin dabei aber noch viel besser weggekommen als die „rote Ruth" oder andere. Daß sich Schwule gegenseitig Frauennamen anhängen, hängt damit zusammen, daß sie manchmal genau wie viele Heteros Frauen diskriminieren, wie auch umgekehrt viele Heteros die Angewohnheit von Schwulen übernommen haben, schwule Männer als „Nicht-Männer" zu diskriminieren: sie sagen dann „Schwuler". Dem können wir dann nur unser Selbstverständnis entgegensetzen, indem wir die Diskriminierung bewußt akzeptieren und uns, dagegen wendend, dieser Diskriminierung unterwerfen, um sie zu bekämpfen und unsere Beziehungen zu Männern zu verteidigen. Aber das alles hat nichts mit der „Mutter" oder ihren „Töchtern" zu tun.

F: Willst du damit sagen, daß die kommunistischen Genossen, die du kennst, nicht gegen die Schwulenunterdrückung kämpfen?

K: Im Grunde will ich das sagen, muß es aber sofort einschränken. Kein Schwuler kann leben, ohne etwas gegen die Schwulenunterdrückung zu tun. Dafür ist Bert das beste Beispiel; er hat sich selbst von dieser Welt verabschiedet. Das mußt du dir aber vorstellen: Bert war immerhin der Verantwortliche innerhalb einer KSV-Hochschulleitung. Als er zehn Tage lang seine Termine nicht mehr wahrgenommen hatte, haben ihm die Genossen am Ort einen Einschreibebrief geschickt, weshalb er nicht käme. Wenn sie den Brief zwei Tage eher abgeschickt hätten, dann hätte ihn Bert sogar noch lesen können.

F: Weißt du, warum Bert nicht mehr gegen den Tod leben wollte?

K: Er sagte einmal, er fürchte, kein richtiger Kommunist zu werden. Andererseits hatte er fast alle Brücken zu seinem altbürgerlichen Elternhaus abgebrochen. Die Kinder der alten Bourgeoisie haben es leichter, mit ihrer Klassenherkunft selbst zu brechen, weil die Verkehrsformen der neuen Bourgeoisie nicht sehr attraktiv sind. Es fällt ihnen aber auch leichter, des Kaisers alte Kleider wiederzuerkennen, wenn sie rot umgefärbt sind.

F: Hat denn Bert mit niemandem darüber gesprochen, daß er fürchtete, kein richtiger Kommunist zu werden? Was ist das überhaupt?

K: Es hat wohl niemand begriffen, worum es ging. Einem seiner Freunde, Willy, hatte Bert die Erfolge seiner politischen Arbeit dargestellt und wohl auch gesagt, daß er sich gelegentlich überfordert fühlte. Aber dafür gab's ja auch eine zu einfache Erklärung: Bert war 17 1/2 Jahre, als er aus Süddeutschland kommend in Berlin die Auflösung der Studentenbewegung miterlebte, zur plipi (der Proletarischen Linken/Parteiinitiative) kam und plötzlich erfuhr, „die Partei" werde schon aufgebaut. Er erfuhr's von Willy, wie er auch später von ihm erfuhr, daß die KPD/AO bald „die Partei" sein werde – und richtig, verlor die KPD/AO, Niederlagen in Siege verwandelnd, ihr AO-Anhängsel. Mit Jens, seinem anderen Freund, hatte Bert des öfteren über die Schwierigkeiten gesprochen, ein richtiger Kommunist zu werden. Nach einer Demo hatten sie oft, beide augenzwinkernd, laut aus der Roten Fahne vorgelesen, daß wieder einmal eine Demo mit x-tausend Teilnehmern durchgeführt wurde – und zwar, versteht sich, „erfolgreich". Derartige Insider-Witze erlaubte sich Bert gegenüber Jens, obwohl der nun kein Kommunist war. Aber immerhin ein „fortschrittlicher Mensch". Dafür hat Bert mit ihm niemals über seinen Entschluß gesprochen, nicht mehr gegen den Tod zu leben. Mit 20 Jahren wurde Bert zum Aufbau einer KSV-Zelle an eine andere Hochschule geschickt, zusammen mit drei anderen Genossen, die übrigens nicht wissen sollten, daß Bert schwul war. 22 Jahre wurde Bert nicht mehr. Bert und Jens hatten aber den Fehler gemacht, ihre Beziehung als Privatangelegenheit zu begreifen. Das ist ja die Kehrseite des „Primats der Politik", solange die Menschen ihre Beziehungen untereinander nach öffentlichen und privaten Beziehungen zu unterscheiden gezwungen sind. Die antiautoritäre Studentenbewegung wollte diese Trennung zwar aufheben, mit ihrer Liquidation wurde aber die Trennung um so mehr befestigt. Ende Dezember 1971 erfuhr Bert, daß er eventuell nicht mehr in Berlin studieren sollte. Mitte März 1972 erfuhr er von der KSV-Leitung den neuen Studienort. Vier Tage später sollte der Abreisetermin sein, mit dem sich Bert und Jens des Primats der Politik wegen abfanden.

F: Hätte sich der KSV mehr um Bert und im allgemeinen mehr um die schwulen Genossen kümmern sollen?

K: Du redest von schwulen Genossen, es könnte ja auch schwule Genossinnen geben: aber darüber weiß ich zu wenig. Im übrigen: die Schwulen sind keine Sozialfälle, um die sich irgendjemand kümmern müßte. Das Problem liegt ganz anders: die schwulen Genossen haben es der KPD, dem KSV und der Liga viel zu einfach gemacht, und sie machen es noch heute zu einfach – auch sich selbst. Das kannst du daran sehen, daß sich erst jetzt – nachdem es immerhin bereits 6 Jahre eine schwule Aktionsgruppe in Berlin gibt (die HAW) – ein paar schwule Genossen aus der Liga gelegentlich dort hintrauen und sich dort in ihrem eigenen Grüppchen treffen. Die Schwulen vom KB, Schwule des KBW und der KPD/ML haben da ganz anders gehandelt, als sie von ihren Organisationen Stellungnahmen verlangten und sie bekamen.*

F: In der KPD oder im KSV hat es das nicht gegeben?

K: Nein. Allerdings hörte ich es immer wieder mal läuten, demnächst und ganz bald gäb's eine Stellungnahme, die von Schwulen ausgearbeitet wird, die in der KPD oder dem KSV organisiert sind. Vielleicht kommt sie ja noch. Allerdings setzt das voraus, daß die schwulen Genossen ihre Position politisch klären.

F: Das ist doch eigentlich selbstverständlich!

K: Aber nicht so einfach. Rolf hat das einmal versucht, nachdem er jahrelang im Wedding die Rote Fahne verkauft hatte und zuvor schon für den KSV auf einer Liste an der Uni kandidierte, ohne allerdings Mitglied zu sein. Außerdem hatte er an einer Zeitung mitgearbeitet. Die Genossen, insbesondere die von der Redaktion, hatten ihn akzeptiert, weil er freundlich, hilfsbereit und arbeitswillig war. Sie wußten auch, daß er schwul war, ohne freilich ein Wort darüber zu verlieren. Damit war aber mehr klar, als klar sein durfte. Rolf wußte nämlich selbst nicht so genau, ob er nun schwul war oder nicht. Aber das war ein „individuelles" Problem, *sein* „individuelles" Problem. Solange es als solches gesehen wird, gibt es ja auch nur die Erklärung, daß es neben den „natürlichen" Beziehungen zwischen Männern und Frauen, noch „widernatürliche" oder Leute von „anderer Natur", eben Schwule gibt. Erst wenn begriffen wird, daß zum Schwul-„sein" nicht eine Natur, Widernatur oder andere Natur notwendig ist, sondern ein anderer Mensch, damit beide zusammen schwul sein können, fällt auch die Möglichkeit weg, „individuelle Probleme" zu isolieren. Andererseits sollte ja die Privatisierung „persönlicher Probleme" den Unterschied zwischen KPD/KSV und der Studentenbewegung bringen. Während

* vgl. hierzu (gerade erschienen): Los Angeles Research Group (1975) Zur materialistischen Analyse der Schwulenunterdrückung, hrsg. v. Gruppe Schwule Texte II, Berlin 1977, hier ein Anhang mit Stellungnahmen von KPD/ML, KBW, KB.

die antiautoritären Gruppen individuelle Probleme als gesellschaftliche Probleme darstellen und kollektiv bearbeiten wollten, organisierte der KSV die Solidarität der Studenten, um sie in vielen Kämpfen an die Seite der Arbeiterklasse zu führen. Aber das Einverständnis mit dieser Perspektive und die Erfahrung aus der Studentenbewegung, daß individuelle Probleme nicht ganz einfach kollektiv bearbeitet werden können, führten dazu, daß die Frage der Schwulenunterdrückung vertagt wurde. Schon in der Studentenbewegung wurde die Frage mehr geahnt als thematisiert, man hat eigentlich nur darüber getuschelt. Aus der Perspektive von Kämpfen an der Seite der Arbeiterklasse läßt sich die Schwulenunterdrückung sowieso nur über die Schulter weg ansehen; da wurde diese Frage zum Nebenwiderspruch.

F: Das Problem war also für Rolf, wie er sein „individuelles" Problem zum Thema machen konnte. Wenn in der Roten Fahne oder in „der" Theorie des Marxismus-Leninismus nach KPD-Verständnis die Frage nach der Schwulenunterdrückung nicht vorgesehen ist, muß sie eben von den Schwulen gestellt werden. Dann kann jeder aus der Diskussion lernen, ob es die Unterdrückung von Schwulen gibt oder nicht und wie schwer sie ist.

K: Das ist möglich, wenn schon Leute zusammensitzen, um zu diskutieren. Dann läßt sich auch die Frage nach der Schwulenunterdrückung einmal dazwischenrufen. Im KSV oder in der KPD ist das schwieriger. Wenn die Frage in der Zelle gestellt werden soll, muß sie als solche schon legitimiert sein. Handelt es sich dabei um eine Abweichung von der Linie, oder ist die Fragestellung marxistisch-leninistisch? Das muß du von vornherein wissen, und dann weißt du auch schon in vielen Fällen die Antwort. Das hat natürlich etwas mit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation kommunistischer Organisationen zu tun. Gerade die verschiedenen kommunistischen Organisationen haben die Polarisierung der politischen Kräfte weit über ihre eigene Kraft hinaus vorangetrieben. Wohl mehr aus Schwäche, denn aus Stärke. Daraus folgt, daß es schwer ist, eine neue Fragestellung einzubringen, ohne daß diese als bürgerlich, revisionistisch oder was weiß ich eingeschätzt wird. Das trifft die Frage nach der Schwulenunterdrückung vor allem deshalb, weil sie nicht mit Politik, sondern mit Sexualität und deshalb mit individuellen, kleinbürgerlichen etc. Interessen assoziiert wird. Der gleiche Sexismus bei der Verdrängung politischer Fragen läßt sich in Diskussionen über die Frauenbewegung feststellen.

F: Das könnte stimmen. Mir ist von Kommunisten sehr oft entgegengehalten worden, die Schwulenunterdrückung sei deshalb ein politisches Problem, weil Angehörige politischer Minderheiten als „Homosexuelle" diskriminiert werden könnten. Daß diese Diskriminierung von Schwulen, die ja schließlich zur Ermordung tausender in deutschen KZ's und anderswo führte, selbst das Poli-

tikum ist, wird regelmäßig verdrängt. Aber das ist nur eine Möglichkeit, die Auseinandersetzung darüber zu verweigern, und die Verweigerung dieser Auseinandersetzung macht sich regelmäßig bürgerliche Doppelmoral zunutze.

K: Das spielte aber bei Rolfs Auseinandersetzung eigentlich nur eine geringe Rolle. Wichtiger war, daß er zwar für den KSV einmal an der Uni kandidierte, aber doch nur Sympathisant des KSV war. Als solcher konnte er nicht an der Sitzung einer Zelle des KSV teilnehmen. Dort aber fällt zunächst die politische Entscheidung. Rolf mußte die ihn betreffenden Fragen mit seiner Anleiterin, einer Zellengenossin, besprechen; entschieden wurde in der Zelle. Bei den Gesprächen mit der Anleiterin ging es zunächst um den Rote-Fahne-Verkauf, die Erfahrungen mit Straßendiskussionen und schließlich um ganz alltägliche Schwierigkeiten, z. B. darum, wie verläßlich Rolf mit seinem freien Tag rechnen konnte. Die Beanspruchung ging ja – das war 1972/73 – so weit, daß nur dieser freie Tag für Vorhaben zur Verfügung stand, die nicht erstens mit dem KSV, zweitens mit dem KSV und drittens mit der Politik des KSV an der Uni zu tun hatten. Wenn aber plötzlich eine Demo, gar eine „nationale" oder „zentrale" Demo im Bundesgebiet angesagt wurde, dann fiel eben auch der freie Tag dem Primat der Politik zum Opfer. Andererseits weiß ich auch von anderen Regelungen. So wissen ZK-Mitglieder, daß Willy, Günter und Daniel schwul sind. Von allen dreien weiß ich, daß bei passender Gelegenheit nachsichtig darauf Rücksicht genommen wurde, wieviel mehr Zeit ein Schwuler braucht, um sich *psychisch zu reproduzieren:* also ganz einfach auf irgendeiner Klappe (öffentliches WC) zu warten, bis er mal jemanden findet.

F: Jetzt begreife ich die Schwierigkeit, um die es dir geht. Wenn der freie Tag nicht auf einen Samstag fällt, sondern auf einen Montag, dann konnte Rolf nicht ins neue Troca gehen; das war die schwule Disco, die seinerzeit in war.

K: Richtig. Rolf war seinerzeit 21 Jahre alt und flippte neben der KSV-Arbeit auf Pink-Floyd und shit aus. Das konntest du im KSV nicht rechtfertigen.

F: O. K., Rauschmittel – das glaube ich. Aber Pink Floyd? Musik?

K: Vergiß nicht: underground-music. Seinerzeit mußte sich der KSV auch noch gegen die verschiedenen Subkulturen, Reste der antiautoritären Bewegung abgrenzen. Rolfs Anleiterin konnte in keinem Gespräch zur Frage der Schwulenunterdrückung Stellung nehmen. Rolf machte noch einige Versuche, seine Situation mit Genossen politisch zu bearbeiten und zog sich dann vom KSV zurück, weil die Methode der Problemlösung, die Überzeugungsarbeit, die Frage nach der Stellung des Schwulen nur liquidierte: da stellt jemand eine Frage, die Kontaktperson verschwindet und

kommt zurück mit der Antwort: „Die Partei sagt . . .". Nachdem sich Rolf zurückgezogen hatte, sprach auch keiner der Genossen mehr mit ihm, wenn sie ihn an der Uni trafen. – Bei Moritz, einem ehemaligen Sympathisanten der KPD/ML ist die gleiche Auseinandersetzung ähnlich verlaufen. Nachdem er mit der KPD/ML gebrochen hatte, wollte ihn die KPD für ihre Politik gewinnen. Durch Erfahrung gewitzt, stellte er die Frage nach der Stellung der KPD zu den Schwulen. Die Genossin entschwand und kam mit der Entscheidung der Zelle zurück: „Genosse, du mußt einsehen, du bist ein Nebenwiderspruch!"

F: Wie kann ein einzelner Mensch ein Widerspruch sein?

K: Ich sagte schon vorhin, daß die Privatisierung von Verhältnissen zu „individuellen Problemen" kritisiert werden muß. Schlimm finde ich auch den Satz: „Genosse, du mußt einsehen . . ." – da wird eine Identität von Freiheit und Notwendigkeit erschlichen. Derjenige, der diese Einsicht als seine Freiheit begreifen muß, soll mit seiner Person noch dafür einstehen. „Die Partei" sagt nicht bloß: „Genosse, du mußt"; sondern jemand, der sich selbst über der KPD vergessen hat, sagt: „du bist". Bürokratischer läßt sich Identität nicht verteilen; bürokratischer läßt sich die Welt nicht in Ordnung der Theorie bringen.

F: Deine Beispiele sind Kritik genug. Mir fällt aber auf, daß du rückblickend kritisierst, nämlich von dem Ergebnis her. Das Ergebnis ist, daß es sich die Schwulen auch zu einfach gemacht haben. Warum?

K: Die Antwort ist einfach. Erinnere dich doch mal an die letzte SDS-Delegiertenkonferenz 1968 in Hannover. Hans-Jürgen Krahl wußte genau, warum er das Kommune-Experiment dafür kritisierte, daß es „das politische Leben privatisiert" und „nicht umgekehrt das Privatleben politisiert". Darauf meldete sich sofort Christian Semler und forderte für die einzelnen Gruppierungen der von der Westberliner Polizei schwer angeschlagenen antiautoritären Studentenbewegung – angefangen von den Kindergärten und dem Aktionsrat zur Befreiung der Frau bis zu den Genossen, die Lehrlinge und Schüler agitierten – eine Zentrale.* Das war doch die Situation: vor uns das Brett vorm Kopf und hinter uns der Gummiknüppel, vor uns die SEW und hinter uns die Westberliner Polizei. Die Alternative hieß damals wirklich: politische Organisation, um zu einer erneuten gesellschaftlichen Offensive zu kommen, oder Veränderung des politische Prozesses durch Organisation der Basis, von Lebensinteressen, in autonomen Bewegungen. Nicht zufällig wurde dann 1971 einerseits die KPD, andererseits die HAW, das ist die Homosexuelle Aktion Westberlin, gegründet. Ich habe hier die Rote Fahne vom Februar 1971, das war vor der Program-

* Nachzulesen bei: F. Wolff/E. Windaus, Studentenbewegung 1967 - 69, Frankfurt/M. 1977, S. 210 ff.

matischen Erklärung der KPD im Juli 1971. Da steht „Die KPD-Aufbauorganisation sieht es . . . als ihre gegenwärtige Hauptaufgabe an, die marxistisch-leninistische Vorhut-Organisation aufzubauen." Nach den Erfahrungen mit dem Polizeiknüppel schien eben der Wiederaufbau „der" Partei *die* revolutionäre Aufgabe zu sein.

F: Aber wenn das nun seinerzeit klar war, daß Befreiung und Parteiaufbau die gleiche Sache war, wie haben sich dann die Schwulen in der KPD oder dem KSV sich selbst gegenüber verhalten?

K: Als Schwule haben sie individuelle Auswege gesucht, manche haben welche gefunden. Daniel lebt zum Beispiel in Stockholm und tut von dort aus, was er für die KPD tun kann. Freerk arbeitet unheimlich für den KSV und sein Studium; ihm bleibt dann und wann Zeit, sich in sein anderes Leben als Schwuler zurückzuschleichen. Willy geht's eigentlich nicht anders. Weil er noch heute viel herumreist, kann er sich auch Freiräume schaffen. Aber gerade Willy ist das Beispiel für die Trennung von Politik und Privatleben. Als er einmal in einer westdeutschen Stadt – das war 1974 – in einer Veranstaltung das Programm der KPD erläuterte, wurde während der Veranstaltung die Saaltür geöffnet, und es spazierte ein hübscher Typ mit Hund hinein. Er sah sich um und marschierte in die letzte Reihe, um dort einen anderen Typen mit Kuß zu begrüßen. Willy erzählte mir nachher, er habe das während seiner Rede genau beobachtet. Gegen Schluß meldete sich der Typ und fragte, wie denn die KPD zur Unterdrückung der Schwulen stünde. Willy überhörte die Frage, schloß als Verantwortlicher die Veranstaltung, ging zu dem Typ und lud ihn zum Essen ein – um ihm die Frage zu beantworten. Der aber tat das einzig Richtige und gab Willy einen Korb.

F: Ich kann mir eine solche rigorose Trennung von politischem und privatem Leben nicht vorstellen. Wie weit läßt sich Selbstvergessenheit eigentlich treiben?

K: Ich habe Willy erst vor sehr kurzer Zeit danach gefragt, wie lange es sich die in der KPD oder dem KSV organisierten Schwulen noch mitansehen wollen, daß die Unterdrückung von Frauen wie von Schwulen alltäglich übersehen wird. Ich erhielt die Antwort, die Partei mache auch auf diesem Gebiet Fortschritt, aber niemand dürfe alles auf einmal verlangen. Schließlich sei im Jahre 1976 im Jugendverband über die Beziehungen zwischen Männern und Frauen diskutiert worden, da könne man nicht zur gleichen Zeit über die Beziehungen zwischen Frauen oder zwischen Männern auch noch reden. Außerdem handelt es sich nicht um einen Widerspruch zwischen Parteiführung und Mitgliedern. Jedes Parteimitglied weiß, wie politische Diskussionen geführt werden sollen: Das ZK verallgemeinert unter demokratischer Konsultation die Erfahrungen der Partei und der Massen. Da kannst du immer hoffen, daß eines Tages auch die Erfahrungen der schwulen Genossinnen und Genossen

mitverallgemeinert werden – und wenn nicht, dann liegt das für die Schwulen an den Vorurteilen der anderen und denen fällt nichts auf. So traben die schwulen Genossen der Partei wie diese den Massen hinterher.

F: Aber diese Situation hat doch Rückwirkungen. Da muß doch jeder daran mitarbeiten, daß die Trennung von politischem und privatem Leben aufrechterhalten bleibt.

K: Natürlich. Dafür gibt's auch Vorsichtsmaßnahmen. Die eine heißt: „Vorsicht vor den drei B" – nämlich Bus, Bett, Bahn. Diese Vorsicht führt zum Verlust an Beziehungen zu anderen Menschen; spontane Bekanntschaften sind kaum möglich. Es werden sexuelle Beziehungen zu Genossen unterhalten, und Zufallsbekanntschaften dürfen nur mit äußerster Vorsicht ins Bett führen. Die Begründung dafür kannst du in jedem bürgerlichen Spionageroman nachlesen. Wer weiß, wer es ist, den ich da kennengelernt habe? Eine andere Möglichkeit ist es, sich innerhalb der Partei oder des Verbandes eine vertraute Freundin zu halten oder außerhalb einen vertrauten Freund. Das ist ja auch ein altes Verhaltensmuster bürgerlicher Schwuler. Innerhalb der Partei oder innerhalb der üblichen gesellschaftlichen Beziehungen hält die Frau, bei der man sich ausquatschen kann, die Fassade aufrecht. Das ist eine unter Umständen sehr weitgehende Ausbeutung einer Frau. Daß eine Frau ihrerseits eine solche Beziehung unterhält, sagt etwas über die Situation, in der Frauen in unserem Land leben. Die andere Möglichkeit ist die, daß außerhalb der Organisation ein Freund da ist, bei dem sich einer ausquatschen kann. Als ich noch nichts mit dem KSV zu tun hatte, wollte ein Genosse mit mir ohne sexuelle Beziehungen zusammenziehen. Aber das hätte nicht klappen können, denn die Konstruktion „vertrauter Freund außerhalb der Organisation" klappt nur, wenn die Trennung von politischem und privatem Leben dadurch erhalten werden kann.

F: Selbstvergessenheit und Vertrauen auf die Kraft der Partei, nicht auf die eigene Kraft, führen dann konsequent in die Isolation.

K: Ja. In dieser Situation kannst du zum Beispiel immer davon reden, daß die Massen nicht dumm sind, aber du kannst das in Bezug auf deine eigene Situation nicht in Erfahrung bringen. Du kannst gar nicht feststellen, wie die Menschen sich wirklich verhalten, wenn sie merken: da haben zwei Männer zueinander Beziehungen. Außerdem: daß Männer Beziehungen zueinander haben, nur nicht handgreiflich homosexueller Art, das kannst du jeden Tag sehen. Die Mehrzahl gesellschaftlicher Organisationen lebt von der Ausbeutung unbewußter Homosexualität, um die Mitglieder beieinander zu halten. Da kannst du auch selbst ganz gute Beobachtungen machen, wenn du mal auf die gegenseitigen Bestätigungen achtest, die sich Männer gegenseitig geben, wenn sie begeistert

sind. Beim Rufen „Hoch die internationale Solidarität!" haben sich schon manche zu lange ganz glücklich in die Augen gesehen und vielleicht zu wenig gemerkt. Aber gerade solche glückliche Selbstvergessenheit läßt auch manchen schwulen Genossen die Situation vergesssen, in der er eigentlich lebt. Die so entstehende Isolation läßt sich noch viel weiter gebrauchen. Eines Tages wollte mich Willy dringend sprechen. So wie wir uns schon mal aus politischen Gründen in einer schwulen Kneipe getroffen hatten, trafen wir uns diesmal bei „Loretta im Garten". Willy hatte mir schon früher mal erzählt, daß Moritz eigentlich mit ihm zusammenleben wollte, aber Willy wollte das nicht, obwohl sie sonst viel zusammen unternahmen. Das Problem war: es war ihnen vorgeschlagen worden, zusammenzuziehen. Dann sollte es aber auch mit den Ausflügen in die schwule Subkultur sein Bewenden gehabt haben. Der Anlaß für diesen Vorschlag war, daß Freerk, den Auftrag bekam, sich nun endlich einen Freund zu suchen, weil er so oft deprimiert war, daß es innerhalb der Organisation auffiel.

F: Was hast du Willy vorgeschlagen?

K: Den Vorschlag abzulehnen. Ich hätte zwar sehr gut gefunden, wenn Moritz und Willy zusammengelebt hätten, aber das läuft doch nicht als Parteiauftrag. Dieses „Genosse, du mußt doch einsehen" – hat ein erpresserisches Moment: die Maßnahmen der Partei oder des Verbandes sollen immer die richtigen Mittel für veränderliche Ziele sein. Von den Genossinnen und Genossen läßt sich dann nur im Rahmen der Theorie vom gefügigen Werkzeug reden, zu dem sie sich aber selber gemacht haben.

F: Aber wie kann jemand „Nein" zu einem Menschen sagen, der wie er selbst die Menschen danach beurteilt, ob diese sich selbst als gefügige Werkzeuge zur Durchsetzung des Primats der Politik und der richtigen Linie verstehen?

K: Wie? Das ist eine Frage des politischen Bewußtseins, das es ohne Selbstbewußtsein nicht gibt. Das ist aber schon vergessen, sobald dir dein eigenes Interesse am politischen Kampf abgepreßt wird, wenn dir jemand sagt, du mußt für die Interessen der Arbeiterklasse kämpfen. Aber woraus setzt sich die Arbeiterklasse zusammen? Gibt es keine schwulen Arbeiter? Warum sind deren Erfahrungen nicht in die politische Theorie mit eingegangen? Warum ist die Lage der schwulen Arbeiter nicht untersucht? Dann könnte nämlich auch die Frage der Schwulenunterdrückung noch einmal von vorn diskutiert werden. Ich frage mich manchmal, wieviel Genossen eigentlich wissen, daß bei Aktionen um das Bethanien-Krankenhaus ein Genosse dabei war, der sich extra dafür einen Rock angezogen hatte. Der war Arbeiter und selbstbewußt genug. Möglicherweise war er auch nicht mit der Vorhut so weit den Massen voraus, als ob es sie gar nicht gäbe.

Für die Partei des Proletariats an der Uni – Selbstbefragung eines umerzogenen Intellektuellen

Du bist seit 1972 beim KSV, dem Studentenverband der KPD gewesen. 1975, im Zusammenhang der Übernahme der chinesischen Linie der Vaterlandsverteidigung, hast du diese Organisation verlassen. Wie schätzt du zurückblickend deine Mitgliedschaft im KSV ein?

Zuerst muß ich sagen, daß der KSV nicht die erste Organisation war, der ich angehörte. Meine Entscheidung, zum KSV zu gehen, und nicht zur SEW – das war für viele einmal die große Alternative, weil man sie als die Partei ansah, die die meisten Arbeiter organisieren konnte – halte ich auch heute noch nicht für falsch. Ich bedaure diese Entscheidung keineswegs, obwohl meine KSV-Mitgliedschaft mir heute, wenn ich mich um eine Anstellung bemühe, sicherlich hinderlich sein kann. Ich verleugne politisch meine ehemalige KSV-Mitgliedschaft nicht, ich stehe zu ihr als der Zeit, in der ich politisch ungeheuer viel gelernt habe.

Heißt das, daß du heute noch – trotz deines Austritts aus dem KSV – ähnliche Positionen wie im KSV vertrittst?

Keineswegs. Vielmehr ist der Lernprozeß, den ich eben angesprochen habe, ein Prozeß des kritischen Lernens. Einmal habe ich mir eine Reihe organisatorischer und technischer Fertigkeiten angeeignet, die sehr nützlich sind. Ich möchte diese Erfahrungen nicht missen und kann sie immer wieder nutzbringend in der Bürgerinitiative, in der ich jetzt in Norddeutschland arbeite, anwenden. Der andere Aspekt ist die Überwindung der sektiererischen Positionen des KSV. Nur dadurch, daß ich erlebt habe, was Sektierertum in jeder Hinsicht bedeutet, kann ich mich heute für eine Politik gegen die Berufsverbote einsetzen. die frei von sektiererischen, dogmatischen Tendenzen ist und mit der unsere Bürgerinitiative erfolgreich arbeitet.

Allerdings hat meine Ablehnung der K-Gruppen auch zu keinem pauschalen anti-organisatorischen Vorbehalt geführt, der etwa jede Form von organisierter Interessenvertretung und deren politische Durchsetzung über Bord wirft. Das ist für mich ein Irrweg und macht es den Sekten gerade möglich, als einzige organisierte Kraft weiterhin ihr Unwesen zu treiben.

Mir fällt bei deiner Argumentation auf, daß du deine KSV-Mitgliedschaft nur als objektiv abgelaufenen Lernprozeß zum Besseren hin beschreibst, als Entwicklung in der du selbst gar nicht als Lernender auftrittst. Mir ist äußerst unklar, warum Du über drei Jahre bei dieser Organisation geblieben bist. Man kann nicht solange in einer Organisation sein. wenn man nicht auch ihre Ziele und

Methoden anerkennt, d. h. gerade die Sektiererei, von der du sprichst.

Das ist richtig, ich war überzeugter KPD-Anhänger. Ich habe diese Politik mitgemacht, mitgetragen und als Person verteidigt.

Du warst also durch und durch Sektierer und die Sektiererei legt man doch nicht so einfach beiseite, wenn sie sich zu einem vollständigen, dichten Weltbild herausgebildet hat. Wenn man beinahe für sie lebt, ist es doch fast unmöglich, sich über die Schranken des eigenen Weltbildes hinwegzusetzen.

Das stimmt schon. Gelernt habe ich aus der Sektiererei erst recht spät, als sich meine einzelnen Vorbehalte verdichteten und mein Verhältnis zum KSV in eine Krise geriet. Der Auslöser war, daß die KPD im Frühjahr 1975 plötzlich die These aufstellte, die UdSSR sei der Hauptfeind, man müsse sich mit Teilen der eigenen Bourgeoisie gegen sie verbinden, die NATO müsse gestärkt werden usw. Das war nicht nur ein einfacher Linienschwenk, sondern das Eingeständnis einer schweren inneren Krise. Die KPD und mit ihr der KSV hatten vorher jahrelang versucht, mit einer radikal-aktionistischen Agitation Politik zu machen und ihre Basis zu verbreitern. Diese Politik war gescheitert. So blieb nur der Ausweg, über die außenpolitische Fixierung an China die innere Stabilität wieder zu gewinnen. Das erklärt auch, warum die Linie der Vaterlandsverteidigung so schnell und so hart im KSV durchgesetzt werden konnte. Alle diejenigen, die vorher schon Bedenken hatten, ob die KPD-Politik überhaupt sinnvoll ist, nahmen diese neue Politik zum Anlaß, die alten Fehler endlich zu diskutieren und nicht einfach durch eine neue Linie in Vergessenheit geraten zu lassen. So kritisierte ich einerseits die antimarxistische Supermächte-Theorie, andererseits formulierte ich meine Bedenken gegen die Sektiererei in dem Zusammenhang einmal zusammenhängend – mit der Konsequenz, endlich auszutreten.

Die Supermächte-Theorie war also nur der Anlaß? Das, was du als kritischen Lernprozeß bezeichnet hast, ist offensichtlich weitergehend. Kannst du dafür einige Beispiele nennen?

Sicherlich. Irgendwann fängt man an, sich Gedanken zu machen über seine totale gesellschaftliche Isolierung als Mitglied dieser Organisationen. Nicht nur physisch, sondern auch im Denken und Regieren stellt die Organisation einen Absolutheitsanspruch, der den parolenmäßig propagierten ‚Zusammenschluß mit den Massen' völlig unmöglich macht. Ideologisch begründet wird diese Beschlagnahme der ganzen Person in der Forderung nach Umerziehung. Umerziehung bedeutet für den KSV, daß der Student, der Kleinbürger und Intellektuelle, sich nach dem Vorbild der Arbeiterklasse umzuformen hatte, genauso wie die revolutionäre Arbeiterklasse denken und handeln sollte. Das Problem liegt aber darin, daß diese revolutionäre Arbeiterklasse nur ein abstrakt kon-

struierter Begriff ist, daß es sie politisch greifbar und erkennbar gar nicht gibt. Deshalb bedeutet die Umerziehung für die Mitglieder des KSV, sich dem konstruierten Willen der Arbeiterklasse unterzuordnen, der sich angeblich in der Partei verkörpert.

Bei Mitgliedern des KSV ist es besonders einfach, die Identität von Arbeiterklasse und KPD vorzuspielen, weil die Studenten über die Partei relativ wenig wissen und ihnen kaum Einblick in die Arbeitsweise der KPD gewährt wird. Die KPD tritt dem KSV immer nur als konspirativer Geheimbund gegenüber. Abgesehen davon, daß sich in dieser Partei fast nur Intellektuelle befinden, wird so jede Kritik mit dem Argument abgeblockt, der Kritisierende müsse sich erst noch umerziehen, Selbstkritik üben, den Standpunkt der Arbeiterklasse einnehmen, bevor er überhaupt Kritik äußern darf. Mit dem Hinweis auf die Umerziehung wird jede theoretische Auseinandersetzung und praktische Kritik unterdrückt. Nur diejenigen, die sich flexibel der jeweils zentral ausgegebenen Linie anpassen, steigen in die Leitungsebenen auf.

Ich selbst habe lange Zeit die Bedeutung dieses Konzepts für das ausgeprägte Sektierertum unterschätzt. Mein Unbehagen begann vielmehr dort, wo ich sah, daß wir bei den Arbeitern nicht „ankamen". Ich habe oft vor einem Betrieb Flugblätter verteilt und Zeitungen verkauft. Die Flugblätter wurden von höchstens einem Viertel der Belegschaft genommen. Ob sie auch gelesen wurden, ist fraglich. Beim Zeitungsverkauf war es ebenso katastrophal. Da blieb nur die Flucht in die absurde These, das wichtigste sei, daß die politische Linie der Partei stimmt; die Massen kämen später schon dahinter.

Aber kein politisch klar denkender Mensch kann davon lange überzeugt sein, die Widersprüchlichkeit dieser Konzeption springt doch ins Auge.

Nein. Der Gegensatz von Anspruch und Wirklichkeit – Partei der Arbeiterklasse sein zu wollen, faktisch aber von der Arbeiterklasse ignoriert zu werden – führt dazu, daß man ungeheuer stark nach innen, innerhalb der Organisation denkt und lebt und in ihr den Ersatz für die fehlende Außenwirkung sucht. Die Welt, in der man lebt, schrumpft auf innerorganisatorische Termine und das vorgegebene politische Weltbild. Die sogenannte Massenarbeit, Verkaufen, Flugblätter verteilen und Studenten agitieren, korrigiert das innerorganisatorische Weltbild überhaupt nicht, weil man vor anderen immer nur als Aufklärer, als Standpunktprediger auftritt, der den Massen erst das richtige Bewußtsein beibringen muß. Ich habe oft genug in Seminaren gesessen und bin dort mit großen Reden als Agitator aufgetreten. Aber kein Student wurde von den abstrakten politischen Stellungnahmen überzeugt. Ich konnte zwar meistens ausreden, aber einen Einfluß auf den politischen Willensbildungsprozeß der Studenten hatte das kaum. Die Studenten ha-

ben deutlich gespürt, daß nicht einer von ihnen zu ihnen spricht, sondern daß sie in oberlehrerhafter Weise belehrt werden sollen.

Dabei spiegelt der oberlehrerhafte Ton, mit dem KSV, KPD und andere K-Gruppen, übrigens auch die DKP und SEW, auftreten, nur die innere Diskussionsweise wider. Von oben her werden alle Entscheidungen gefällt und durchgesetzt, die Mitglieder dürfen nur noch beraten, wie sie diese Entscheidungen am besten umsetzen. Ich möchte diese beinahe totalitär zu nennende Methoden am Beispiel der Frage erläutern, wie der KSV die Kritik an der bürgerlichen Wissenschaft Mitte 1974 verwarf. Nachem man jahrelang in den Seminaren versucht hatte, auch zu fachlichen Themen einen sozialistischen Standpunkt zu vertreten – so beschränkt und verkürzt er auch immer gewesen sein mag – hieß es plötzlich: durch die Kritik der bürgerlichen Wissenschaft könne kein Student zum Kommunisten umerzogen werden, man solle deshalb nur noch reine Agitation für die Parteikampagnen treiben. Die Begründung las sich so: „Die Wissenschaft gehört dem Volk. Die Wissenschaft, das ist der Marxismus-Leninismus und seine Weltanschauung des dialektischen und historischen Materialismus, die Wissenschaft der Arbeiterklasse. Die Studenten sind somit – als künftige Wissenschaftler betrachtet – Träger der bürgerlichen Wissenschaft, Träger der einzigen Wissenschaft ist die Arbeiterklasse und ihre Partei." Damit waren alle Studenten einschließlich der KSV-Mitglieder als Träger bürgerlicher Wissenschaft abgestempelt und die Beschäftigung mit dem Studium diskreditiert. Allen Genossen wurde so praktisch ein Studienverbot auferlegt. Nur noch die direkte Parteiarbeit, das ständige Herumwirbeln mit Flugblättern und innerorganisatorische Termine, konnten den ideologischen Anforderungen im KSV standhalten. Denjenigen, die die Notwendigkeit eines einigermaßen ordentlichen Studiums und Examens betonten oder praktisch angingen, wurde bürgerlicher Karrierismus vorgeworfen.

Begründet wird dies damit, daß die Revolution nun einmal Kommunisten erfordere und nicht eine irgendwie fortschrittliche Studentenbewegung. Aber hinter dieser Begründung steckt mehr: Diejenigen Genossen, die aus der Studentenbewegung zum KSV kamen, hatten fast alle einen breiten Fundus an Wissen und Erfahrungen, wie man sein Studium bewältigen kann. Später kamen neue Generationen von Studenten in den KSV, die die Studentenbewegung nicht mehr kennengelernt hatten, deren politische Sozialisation sich im Umkreis des KSV selbst vollzog. Für sie gab es nur noch das KSV-Weltbild. Sie gingen vollkommen in der Organisationshuberei auf. Diesen Studenten war es sehr recht, daß die Wissenschaftskritik aus der Aufgabenstellung des KSV gestrichen wurde. Sie fanden sich im normalen Unibetrieb, mit den Denk- und Lernweisen der Studenten und in einer sorgfältigen Auseinandersetzung um die Wissenschaft sowieso nicht zurecht.

Wenn du jetzt alles auf solche „objektiven" Tendenzen schieben willst, stellt sich für mich die Frage, wieso du nicht frühzeitig gegen diese Tendenzen vorgegangen bist und wieso du selbst ein Sektierer gewesen bist. Denn du hast die Endphase der Studentenbewegung ja persönlich mitgemacht.

Ich war lange Zeit von der Richtigkeit der KPD-Linie überzeugt, ich war aber nie vollkommen in dem KPD-Weltbild verfangen. Ich glaube, daß ich immer ein bißchen über die Grenzen dieses Weltbildes hinausgeschaut habe. Ich konnte auf früheres Wissen zurückgreifen und ich habe zudem neben meiner politischen Aktivität relativ viel privat gelesen. Das ging, weil ich mir bestimmte Ansprüche und Eingriffe der Organisation vom Hals gehalten habe. Und ich habe relativ viel mit Freunden innerhalb der Organisation, vor allem in meiner Wohngemeinschaft, diskutiert. Dadurch war ich auch viel genauer über die politischen „Erfolge" der Partei informiert als ein normaler Leser der „Roten Fahne".

Heißt das, daß das durchschnittliche Mitglied des KSV über die eigene Organisation schlecht informiert ist?

Ja. Wer nicht auf einer höheren Leitungsebene saß, bekam aus der eigenen Organisation nur sehr gefilterte Informationen, Niederlagen wurden vertuscht und allgemein wurde ein ständiges Vordringen der Partei für selbstverständlich gehalten. Obwohl z. B. jeder von sich wußte, wie wenig Exemplare der Roten Fahne oder anderer Zeitungen er verkaufte, glaubte jeder an ihren ungeheuren Einfluß auf die Arbeiterklasse und die fortschrittliche Bewegung in unserem Land. Die Broschüren der KPD werden immer an dieselben Leute verkauft, die in der Organisation oder in ihrem Umkreis arbeiten. Dennoch war jedes Mitglied stolz auf die ständige Broschürenproduktion und bildete sich ein, mit diesen Heften wirklich breite Teile der Bevölkerung zu erreichen. Diese Realitätsferne ist das Produkt der selbstgeschaffenen Welt, die den KSV und jedes einzelne Mitglied bewegen, seien überhaupt die weltbewegenden Fragen.

Deshalb können die K-Gruppen die wirklichen Interessen z. B. der Studenten und auch anderer Bevölkerungsteile, in deren Namen sie auftreten, gar nicht ausdrücken, das ist von ihrem ideologischen System her unmöglich. Wer in einer so geschlossenen Welt lebt, der verliert über kurz oder lang dazu jede Möglichkeit. Ich erinnere mich noch sehr deutlich daran wie in den Grundeinheiten des KSV die Diskussion geführt wurde und wird. Jede Woche flattert dem Zellenverantwortlichen das Rundschreiben der jeweils höheren Ebene auf den Tisch. Solche Rundschreiben haben Direktivencharakter, sie sind also Befehle. Sie können in der Diskussion faktisch nicht in Frage gestellt werden, weil das sofort als Angriff auf die Politik des Verbandes und damit der Partei gewertet wird. Die Direktiven sind meist sehr konkret, sie beschreiben genau die

Aufgabe der Grundeinheit für einen bestimmten Zeitabschnitt, sie ordnen an zu welchen Themen und mit welchen Argumenten die Mitglieder in der Öffentlichkeit aufzutreten haben. Dagegen ist kein Widerspruch möglich. Die Zelle spricht nur darüber, wie diese Direktive am Besten zu verwirklichen ist. So gehen äußerer Zwang und innere Selbstbeschränkung zusammen und führen zu einer Perversion einer offenen Diskussion. Der repressive Diskussionsprozess kehrt in einem gedanklichen Zirkel immer wieder zu seinen eigenen Voraussetzungen zurück, zu den Direktiven, und nimmt nach außen die Form des abstrakten Propagandistentums an. Die einzelnen Mitglieder stehen in dieser Zirkellogik und können nicht mehr über deren Grenzen hinausschauen.

Wie ist es dir denn gelungen, das Gefangensein in der Ideologie und Organisation des KSV zu durchbrechen?

Auf allgemein-theoretischer Ebene ist mir dies anfangs kaum möglich gewesen. Dazu habe ich trotz aller politischen Mißerfolge der KPD, trotz Cliquenwirtschaft und sinnloser Organisationshuberei viel zu sehr an den Marxismus-Leninismus als richtige Theorie geglaubt.

Man darf nicht vergessen, daß ich selbst für lange Zeit aktiver Träger des repressiven Diskussionsprozesses nach innen und nach außen gewesen bin. Auch ich war einer derjenigen, die andere Genossen mit moralischen Argumenten an die Wand gedrückt haben und nach außen die Politik vehement vertreten haben. Erst langsam und vorsichtig keimten in mir Zweifel, die sich aber nicht an der Gesamtpolitik festmachten, sondern an einzelnen, kleinen taktischen Fragen, wie z. B. der, ob es richtig ist, jede Woche relativ beliebig die Solidaritätskampagnen mit Griechenland, Spanien, Angola und Vietnam miteinander auszuwechseln.

Als ich solche Punkte vorsichtig in den Zellendiskussionen thematisierte, stieß ich sofort auf den frontalen Widerspruch anderer KSV-Mitglieder. Sie waren nicht bereit solche Fragen auch nur zu diskutieren, und machten mir den Vorwurf, versteckt die Linie der Partei angreifen zu wollen. In solchen Situationen kann man dann zurückstecken – und das tat ich oft genug – oder die Auseinandersetzung auf der Ebene aufnehmen, die einem aufgezwungen wird, was heißt, die „unanfechtbare Linie der Partei" in Frage stellen. Wer sich davor scheut und ich tat dies lange Zeit, der wird relativ hilflos in der Organisation herumtaktieren und daran mitwirken, daß andere Genossen in Auseinandersetzungen fertig gemacht und entmündigt werden.

Auch ich habe lange Zeit den Fehler gemacht, auf der Sympathisantenrunde meiner Zelle entweder vornehm zu schweigen oder die offizielle Linie entgegen meinen eigenen Vorbehalten zu verteidigen. Das wurde dann dazu benutzt, mir Doppelzüngigkeit vorzuwerfen – was mir sehr erschwert hat, den Sympathisanten

meinen Austritt zu verdeutlichen. Der repressive Diskussionsprozess hat durch eigenes Verschulden, in meinem Schweigen, noch einen letzten Sieg über mich davongetragen. Es ist mir nicht gelungen, meinen Austritt so zu begründen, daß weitere Genossen von meinen Argumenten überzeugt wurden.

Was hat sich durch deinen Austritt aus dem KSV in deinem persönlichen Leben verändert?

Viel, sehr viel. Glücklicherweise wohnte ich damals nicht mehr mit anderen KSV-Leuten zusammen. Das hat mir alles sehr erleichtert. Ich weiß von anderen, daß der politische Bruch auch erhebliche Konsequenzen in den gemeinsamen Wohnungen hatte. Ausgetretenen wurde gekündigt, Papiere und Unterlagen wurden ihnen gestohlen, man versuchte sie durch Denunziationen zu erpressen, unsaubere Finanzmethoden waren an der Tagesordnung. So wurden z. B. Kredite an die Organisation nicht zurückgezahlt. Einige Mitglieder, die ich bis dahin zu meinen festen Freunden rechnen konnte, brachen mit mir; die fadenscheinigsten Vorwände mußten dazu herhalten. Zurückblickend bedauere ich das nicht, denn Freundschaft mit solchen Gestalten stellte sich so als eine Art übler Kumpanei heraus.

Nach allem, was du über die innere Verfassung des KSV berichtet hast, fällt es mir schwer, deine anfängliche Einschätzung zu verstehen, daß du deine ehemalige KSV-Mitgliedschaft auch heute noch nicht für falsch hältst.

Man muß den Akzent anders setzen. Ich bedauere die Entscheidung für den KSV nicht unter der Alternative KPD oder SEW. Insgesamt war meine KSV-Zeit jedoch ein großer Umweg, ein Weg, der bei vielen anderen Genossen in der Resignation oder im abstrakten Ethos des Berufsrevolutionärs endete. Ich habe in den letzten Jahren gesehen, wie viele Leute zerbrochen sind, zu intellektuellen Kümmerlingen geworden sind. Besonders betroffen machen mich dabei diejenigen, die die KPD oder vergleichbare Gruppierungen immer noch für „die Kommunisten" halten, von sich selbst jedoch sagen, daß sie die nötige Kampfkraft und das Durchhaltevermögen nicht aufbringen. Diese Leute haben noch heute den Kopf voll mit dem ML-Schrott.

Ich persönliche glaube, daß meine KSV-Zeit zwar ein Umweg war, aber ein Weg, den ich heute nicht wegzaubern und nicht fortleugnen kann. Jeder Versuch, dies zu tun, würde mit Verdrängungsmechanismen gepflastert sein, die meine Identität in Frage stellen. Ich kann gar nicht anders handeln, als ich es jetzt tue. Denn wer beraubt sich selbst gerne einiger Jahre seines Lebens?

Der Parteibeamte

Eine Szene an der FU Berlin: Nach einem go-in zum Präsidialamt treffen sich die Studenten in der Cafeteria. Kurz wird besprochen, welche weiteren Schritte unternommen werden sollen. Treffpunkte werden bekanntgegeben, man unterhält sich, trinkt Kaffee: gemeinsame Entspannung nach der Aktion. Plötzlich tritt ein selbstbewußter Mann vor die Versammelten. Das Jackett seines Tweedanzugs auseinandergeschlagen, die Fäuste in die Hüften gestemmt, die Beine gespreizt, als wolle er Wurzeln schlagen: keiner soll ihn wegkriegen. Mit ungewöhnlich lauter Stimme verkündet er, er spreche im Namen des Kommunistischen Studentenverbandes. Das tut er dann auch eine Viertelstunde lang. Der Inhalt seiner Rede hat außer einigen einleitenden Sätzen nichts mit der Aktion zu tun: er berichtet von der Gefährlichkeit des Sozialimperialismus und seiner Agenturen, jongliert mit Zahlen, Zitaten und Ereignissen. Er gebraucht rhetorische Techniken, wie man sie von Parlamentsdebatten her kennt. Er stellt nichts zur Diskussion, breitet nur seine Überzeugung aus. Belohnt wird er durch dünnen Beifall seiner Genossen. Die Konkurrenz vom KBW sieht sich herausgefordert, sagt auch was. Die Angegriffenen, die ADSen, sind ohnehin nicht anwesend. Die Studenten, die alles über sich ergehen ließen, fliehen in verschiedene Richtungen. Diskussion und Versammlung sind beendet. Der Redner zieht mit seiner Gefolgschaft in einen leerstehenden Seminarraum, zu einem Termin – intern.

Der, der da im Namen des KSV sprach, war ein Kader in leitender Position. Solche Auftritte sind für ihn zur Routine geworden. Heute redet er bei den Germanisten, morgen bei den Psychologen, übermorgen vielleicht in Westdeutschland. Dazwischen bewältigt er eine ungeheure Menge von Sitzungen, führt Gespräche, liest Protokolle, schreibt Protokolle, organisiert Einsätze, liest Direktiven, schreibt Direktiven – sein Wasser ist die Politik, darin schwimmt er wie ein Fisch, fern von den trockenen Ufern des Alltags: ein Professional, ein Berufspolitiker also.

Als Typ ist er mir heute fremd und doch vertraut. Denn ich war selber mal ein linker Berufspolitiker an der Hochschule, kommunistischer Kader. Wie kam das?

Als ich endlich aus der verhaßten Schule raus war und an der Uni die große Freiheit zu genießen hoffte, merkte ich bald, daß dort das gleiche öde Räderwerk von Anpassung und Karrieremachen funktionierte, das die Einzelnen in isolierende Konkurrenz treibt. Die Studentenbewegung kam wie ein Befreiungsschlag: Konkurrenz und Isolation wurden stellenweise durchbrochen, uns

in Haufen zusammenrottend wurde alles diskutiert, hinterfragt. Wenn wir ausschwärmten, vertraten wir nicht eine Sache, sondern uns selbst und unser Bedürfnis zu verändern. Als am Ende der Bewegung die Geschichte der großen Opposition der Arbeiterbewegung, ihre Erfahrungen und Theorien breit rezipiert wurden, lernten wir, daß allein eine Bewegung von Intellektuellen die Gesellschaft nicht ändern kann. Die Arbeiterbewegung, mit der wir uns hätten verbünden können, war nicht vorhanden. Also fanden Parteigründungen statt, um die Organisationen zu schaffen, die eine revolutionäre Arbeiterbewegung wieder aufbauen konnte. Die Gründer waren natürlich fast durchweg ehemalige Aktivisten der Studentenbewegung. Und sie repräsentierten natürlich nicht die Arbeiterklasse, sondern bloß sich selbst und ihren erschlichenen Avantgarde-Anspruch. Auch an der Uni war man als Kader nicht mehr Teil der Massen, sondern ihr Führer, denn man repräsentierte „die Arbeiterklasse" unter den Studenten. Als Kader war man nicht mehr Student, man war Kommunist. Dieser hohe Anspruch mußte eine materielle Basis kriegen, damit die Avantgarde ihre Überzeugung nicht verliert. Er verwirklichte sich in Form unzähliger Zusammenkünfte, auf denen „die Linie" auf die Wirklichkeit aufgesetzt wurde. Da jeder Kader auf allen möglichen Ebenen zu tun hatte, ergab dies eine Unmenge von „Terminen".

Als ich im KSV aufgenommen wurde, hatte ich das wichtigste Requisit des Kaders bereits kennengelernt: den Terminkalender. Als ich entschlossen war auszutreten, schob ich das Ding mit Genuß in den Ofen: ich hatte es hassen gelernt wie mein Schulmäppchen. Als kleines Licht in der Organisation hatte ich ein, zwei Termine am Tag gehabt. Wochenende frei. Das änderte sich jedoch im Laufe meiner „Qualifizierung" und mit dem Anwachsen des KSV. Mit der Übernahme größerer Verantwortlichkeiten kam auch ein Rattenschwanz von Terminen und Nebenterminen. In „Kampfzeiten" konnte der Terminkalender den Terminwust nur bei äußerst sparsamer Ausfüllung des Raumes aufnehmen.

Bei soviel Hektik gewöhnt man sich Routine an. Man achtet darauf, daß Diskussionen den Rahmen des vorgeplanten Tagesablaufs nicht sprengen, zieht das politisch wesentlich Erscheinende durch, organisiert schnell, redet nicht lange mit den andern. Widersprüche werden erst mal abgewiegelt: als „Nebenwidersprüche". Erst wenn sie sich zu „Hauptwidersprüchen" ausgewachsen haben, beraumt man einen Gesprächstermin an. Die Aufgaben werden pflichtgemäß erledigt, weil kein Raum ist für spontane Initiative, vor allem keine Zeit. Diese routinierte Bewältigung der politischen Arbeit schafft eine spezifische Form der Wahrnehmung, die der Beamtenmentalität sehr ähnlich ist.

Aber das ist kein Wunder: Nicht mehr man selbst sein, sondern etwas „Höheres" repräsentieren, sich als funktionierenden Teil ei-

nes Apparats verstehen, das Ganze im Rahmen des Kleinbürgertums und dann auch noch in Deutschland – da muß ja der Beamte herauskommen!

Die meisten Kader-Zellen rekrutierten sich auf der Basis des Cliquenwesens. Mit der Blüte der Verbeamtung, die dazu führte, daß sich die Einzelnen immer weniger kannten, entwickelte sich ein Ritual des Kennenlernens: die etwa halbjährlich stattfindende „Ka-Es-Ka" (Kritik/Selbstkritik)-Diskussion, auf der es Näheres über den unbekannten Mitkader zu erfahren gab. Da gab es zwei Verfahrensweisen: Entweder hatte der Delinquent Glück, dann wurde über seine politische Arbeit gesprochen, hierzu Passendes aus dem Privatleben lobend erwähnt. Das hatte den Charakter von Konfirmation oder Ordensvergabe – Weihrauch eingeschlossen. Oder er hatte Pech: Aggressionen entluden sich in Unterstellungen, inquisitorisch und auf schmerzende Wirkung abzielend. Dann war das Ganze wie eine Demontage, auch in der Intimsphäre wurde Unpassendes entdeckt – der Bedauernswerte wurde gekneitet, bis er für jede Reue weich war. Manche suchten diese Demontage zu unterlaufen, indem sie gleich alles herauskotzten was ihnen auf der Seele lag. Meist waren dann die Mitkader verunsichert, zogen vorsichtig Schubladen auf, um die Probleme des Betreffenden unterzubringen. So war das Ganze verkrampft, ritualisiert, fruchtbarer Boden für Doppelmoral aller Art. Unfähig, die Beziehungen solidarisch zu gestalten, weil Solidarität nur als Solidarität mit politischen Ansichten, aber nicht mit Individuen verstanden wurde, wurden die Bedürfnisse der Einzelnen mißachtet, sprachlos in den Untergrund bürgerlicher Privatheit abgedrängt. Gab es im Kader-Alltag ein Ventil, eine Möglichkeit, sich Luft zu machen, spontane Kritik zu äußern? Der alltägliche Frust entlud sich vor allem in der Feindschaft mit den andern, den Konkurrenten, Agenten und Drahtziehern – bis auf einen Kanal, der nicht organisierbar, nicht registrierbar war, dafür aber umso reichlicher floß: der Tratsch. Verarmt in der Erlebnissphäre des Normalalltags konzentrierten sich die Feierabend- und Pausengespräche vor allem auf die Skandale, Abweichungen, Fehlhandlungen, den Privat- und Bettbereich der oberen Kader. Dieser Kader-Tratsch unter der Beamten-Gürtellinie trug genau die Merkmale geduckter und krummer Opposition, auf der der Erfolg der Sensationspresse aufbaut: dem Bedürfnis, hinter dem entfremdeten Vorgang der Politik die Subjekte sichtbar zu machen, sie in den Bereich des Bekannten zu holen, sie zu „vermenschlichen" – und damit kritisierbar zu machen.

Der Organisation konnte das Privatleben ihrer Kader vor allem unter zwei Aspekten nicht gleichgültig sein. 1. Wie kann die Arbeitsproduktivität des Einzelnen voll ausgeschöpft werden? 2. Welche dieses Ziel störenden Einflüsse sind auszuschalten? Das führte dazu, daß sich verkaderte Mitbewohner oft in Denunzianten ver-

wandelten: der Genosse habe den halben Tag im Bett gelegen, sei auf ein kleinbürgerliches Fest gegangen, hätte vor dem Fernseher gesessen – anstatt Wache zu schieben, das Protokoll zu schreiben, auf der Veranstaltung anwesend zu sein. In Kader-Wohngemeinschaften verständigte man sich entweder augenzwinkernd auf der Ebene der Doppelmoral oder man lebte wie in einer Polizeikaserne, immer überwacht und auf Rechtfertigung jeder Handlung trainiert. Manche Genossen entwickelten in solchen Situationen artistische Fähigkeiten: sie jumpten, im Halbschlaf auf dem Bett liegend, zum Schreibtisch, um pausenloses Arbeiten vorzutäuschen, wenn sich ein Mitbewohner dem Zimmer näherte.

Am Tag nach dem faschistischen Putsch in Chile hatten wir abends Zellensitzung. Ich war sehr aufgebracht, weil noch nichts von uns geschehen war und schlug vor, die vorgesehene Tagesordnung sausen zu lassen, um zu überlegen, was wir tun könnten. Die Folge dieser Unbotmäßigkeit war eine Belehrung über kommunistische Disziplin, demokratischen Zentralismus und die Wichtigkeit der Tagesordnung (die nur Hochschulpolitisches und den üblichen Routinekram enthielt). Als schließlich Chile kurz zur Diskussion stand, wurde die Entfachung einer Kampagne vorgeschlagen. Ein Zellengenosse, führend in der antiimperialistischen Massenorganisation tätig und daher Repräsentant des Proletarischen Internationalismus, sagte dazu etwa folgendes: Sicher, es sei schrecklich, was da in Chile geschehe. Aber als Marxist müsse man sehen, daß die Konterrevolution überall zuschlage und im übrigen gelte es, den beschlossenen Kampagnenfahrplan durchzuziehen, der nun mal hauptsächlich Oman und Dhofar und Kambodscha vorsehe.

Am erschreckendsten war dabei der bürokratische Habitus, seine beamtete Abgebrühtheit, die den Verlust emotionaler Empörung mit sich bringt. Leute wie er, die sich zum Wutanfall über Nebensächlichkeiten wie z. B. das Verhalten anderer Organisationen steigern konnten, reagierten angesichts der faschistischen Barbarei mit kühler Beamtenroutine. Auch auf mich traf das zu: Gewiß, ich war empört, aber ein Großteil meiner Empörung richtete sich dagegen, daß unsere Organisationen die „günstige Situation" nicht ausnutzten, sich nicht „an die Spitze" der Solidaritätsbewegung stellten, indem sie die Initiative ergriffen. Diese zynische Berufspolitikerhaltung resultierte auch aus der Antipathie, die wir gegen die als revisionistisch verseucht angesehene Allende-Regierung hegten. Der Verdacht liegt jedoch nah, daß mit diesem Beamtenverhalten vor allem Herrschaftsbedürfnisse befriedigt werden.

Betrachtet man die Entwicklung des KSV, so kann man die Entstehung von Elementen eines Staatsapparats verfolgen, deren Charakter nicht wesentlich sich vom gewohnten Bild solcher Institutionen unterscheidet: Nichtöffentlichkeit von Gremien (untere Chargen haben auf Sitzungen höherer Funktionäre nichts zu su-

chen), Finanz- und Personalabteilung, die zu bestimmten Sprechzeiten geöffnet haben und zu denen man hinzitiert wird, Wach- und Sekretärsdienste (Innendienst), Agitpropdienst (Außendienst) für die beamteten Kader u. a. Mit dem Anwachsen des KSV begann dieser Verwaltungsapparat („typisch deutsch" in seinem Perfektionismus und in der kalten Wut seiner Sachwalter) mehr und mehr anzuschwellen, die Arbeitszeit der Kader verschlingend. Nicht nur, daß sich Unmengen beschriebenen Papiers durch die Instanzen der Organisation wälzten, auch der Ausstoß nach außen war enorm. Es war durchaus keine Seltenheit, wenn ein Tagestrupp fünf oder mehr Flugblätter zu verteilen hatte. Kein Wunder, daß sich riesige Stapel nicht verteilter Aufrufe in den Räumen des KSV häuften. Dazwischen bewegten sich die Sekretäre und leitenden Kader, die man als Personen schon gar nicht mehr wahrnahm, so sehr waren sie bereits zum Inventar geworden. Einige Genossen schienen aus ihren Kunstlichträumen überhaupt nicht mehr herauszukommen, ihre Gesichtsfarbe war grau wie ihr Beamtenalltag. Für einfache Kader war das Betreten solcher Räumlichkeiten immer ein gewagtes Unternehmen: ständig mußte man gewärtig sein, von einem plötzlich aus einer Tapetentür tretenden Oberfunktionär zu irgendeinem Zusatzdienst verdonnert zu werden. Nur der notariell beglaubigte Nachweis eines wichtigen anderen Termins konnte einen retten.

Die Beamten- und Repräsentantenmentalität der Kader führte zu skurrilen Erscheinungen. So wurde es Mode, sich statt einer Aktentasche ein schwarzes Diplomaten-Köfferchen zuzulegen und prall gefüllt mit sich herumzutragen. Solch ein Kader-Set enthielt neben grundlegenden Dokumenten von KPD, KSV und Bruderparteien, aktuelle hauseigene Schriften, Protokolle und wichtige Aufzeichnungen, gegnerische Flugblätter und andere nützliche Dinge. Bei Sitzungen wurde der Koffer geöffnet, ein Großteil des Inhalts turmartik aufgeschichte, um nach der Sitzung wieder verpackt zu werden. In einer Wohnung erkannte man ein Kader-Zimmer an der langen Reihe von Aktenordnern, die meist ziemlich alles Gedruckte des Organisationstrust enthielten.

Die schöne Sitte, die die KPD mit ihrem Parteitag einführte, ihre Kader mit dem goldenen, verdiente Sympathisanten mit dem silbernen Parteiabzeichen zu schmücken, machte es den KSV-Kadern leicht, bei jeweiligen Zusammenkünften auf den ersten Blick die Rangordnung der Anwesenden abzuschätzen. Mit der Ausgabe von emblemverzierten Spendenbüchern gab die KPD auch dem Spendenvorgang, bis dahin ein eher nüchterner Vorgang, etwas Weihevolles. Ein Kader der Zelle erhielt die Aufgabe, Spendenmarken auszuschneiden und sie in die Spendenbücher der übrigen Zellenmitglieder einzukleben. Ein Zellengenosse meiner Zelle war während der Sitzungen mit dieser Aufgabe stundenlang und akri-

bisch beschäftigt. Ich beobachtete, wie sehr ihm das genaue Plazieren der Marken ins Rabattbuch Spaß machte. War er fertig, so ging er alles nochmal durch; wenn alles seine Ordnung hatte, plazierte er die akkurat gestapelten Rabattbücher vor sich auf den Tisch, um sie am Ende der Sitzung an die einzelnen Genossinnen und Genossen auszuteilen.

Glanzlichter und Höhepunkte des verkaderten Beamtentums bildeten die Tätigkeiten der „Ausrichter". Ein Ausrichter war ein höherer Kader, der von oben in eine Zelle geschickt wurde, um diese im Sinn der höheren Ebene politisch auf Vordermann zu bringen, sie „auszurichten". Unsere Zelle, die sich durch Kritik nach oben hervorgetan hatte, verdächtigerweise auch noch eine sehr große Massenbasis am Fachbereich besaß, geriet schnell in den Geruch des „Rechtsopportunismus". So saß er also eines Abends unter uns, im grauen Anzug, mit rosa Hemd und modischer Krawatte: unser Ausrichter. Einige kannten ihn zwar vom Sehen, man wußte, daß er irgendwann in eine höhere Etage aufgestiegen war – von ihm selbst wußte man nichts und er ließ es dabei. Seine Aufgabe sah er darin, nach einiger Zeit die ideologische Hauptfrage in die Diskussion zu bringen: Wie steht dein Vorschlag zur Arbeiterklasse und ihrer Partei? Wie stehst du selbst zur Arbeiterklasse und ihrer Partei? Was tust du für die Arbeiterklasse und ihre revolutionäre Partei? Dabei setzte er sich bequem, machte sich breit, stellte den Kamm auf wie ein Hahn im Revier, kritisierte ziemlich unflätig manche Genossen, die sich aufopferten und weit mehr taten als er. Doch alle duckten sich, verpflichteten sich zu Gehorsam. Wir schrieben ein neues, kleines Kapitel der deutschen Misere – keiner warf ihn hinaus. Als er im Windschatten einer Generalausrichtung des Gesamtverbandes seine Tätigkeit beendet und die Hälfte der Sympathisanten weggegrault hatte, bekundete er nur noch kurze Zeit seine entschiedene Haltung für Arbeiterklasse und Partei: plötzlich war er weggetaucht, trat aus dem KSV aus und schlug vermutlich eine richtige Beamtenlaufbahn ein, für die er so fleißig geübt hatte.

Der Verwaltungs- und Agitationsapparat produzierte einen unversiegbaren Flugblattregen, der wie ein unaufhörliches Gebrabbel auf die Leute herniederging. Überlegungen wurden angestellt, wie diese Monotonie durch besondere Effekte durchbrochen werden könne, vor allem, wie man sich angesichts schwindender Sympathie von der Konkurrenz abheben könne. Kurzansprachen, Kurzkundgebungen, Flurversammlungen, Reden, wie anfangs beschrieben, sollten das Interesse wecken. Megaphone wurden eingesetzt, die auch bei absolut nichtigen Anlässen lautstark herumtönten. Kurz, zum Berufspolitiker gesellte sich der lästige Hausierer, der den Fuß zwischen Tür und Angel setzt. Dies führte – kein Wunder – zur entnervten Reaktion der Studenten, die das Zuhören verweigerten.

Als Mitglied eines Agitations-Tagestrupps lernte ich, Studenten während des Mittagessens anzusprechen, mit einem Suppe löffelnden Opfer ein Verkaufsgespräch anzubandeln.

All diese Formen von Massenfeindlichkeit entströmen der Routine des beamteten Berufspolitiker-Alltags. Marx hatte im Kommunistischen Manifest geschrieben, daß die Befreiung der Arbeiter das Werk der Arbeiter selbst sein kann. Während meiner KSV-Zeit habe ich diesen Satz immer nur so verstanden, daß die Arbeiterklasse die anderen unterdrückten Schichten im Befreiungskampf anführen müsse. Ich habe „Arbeiterklasse" nur immer unter dem Aspekt des Führungsanspruchs wahrgenommen, der real natürlich der der Partei ist. Nicht verstanden wurde und wird der Inhalt des Satzes, wie er gemeint ist: daß Politik Sache der Betroffenen ist und nicht etwas, das an irgendwelche Vertreter oder Repräsentanten delegiert werden kann; Politik ist kein Anspruch, den irgendeine Gruppe für andere wahrnehmen kann. Politik ist keine Sache von Spezialisten, – wer das trotzdem meint, der ist ein bürgerlicher Politiker und bringt die Sache der Unterdrückten und Ausgebeuteten nicht voran. Die Berufung auf Lenins Partei der Berufsrevolutionäre ist nicht nur historisch sehr fragwürdig, sie versucht auch jenen routinierten Berufspolitiker-Alltag zu rechtfertigen, der in seinem Beamten- und Repräsentantentum weniger den Geist des Marxismus entstammt als vielmehr der parlamentarisch-repräsentativen Demokratie, in der die Gründer und Mitglieder dieser Vereine groß geworden sind.

Frühe Unordnung und spätes Leid – Ein Antiautoritärer aus der Provinz wird „Parteikader"

Die Vorgeschichte

Ich bin im Südwesten der BRD aufgewachsen, in einer traditionell von Landwirtschaft und Weinbau geprägten Gegend mit kleinen Städten ohne nennenswerte Industrie. Diese Städte stellen für die in ihnen tonangebenden Schichten – Rechtsanwälte, Ärzte, Beamte und einige wenige Unternehmer – eine Art Enklave dar, sie ermöglichen eine Existenzform, die vermeintlich an den Traditionen kleinstädtischen Honoratiorentums anknüpft. Man kann sich über die als bedrohlich empfundenen „Zustände" in den industriellen Ballungsgebieten der BRD solange erhaben fühlen, wie es gelingt, die von dort ausstrahlenden Einflüsse an einem eisernen Vorhang von Enge und Beschränktheit abprallen zu lassen – ob es sich um die Drogen amerikanischer Besatzungssoldaten oder die „Ideologien" Frankfurter Linksintellektueller handelt.

Wie viele meiner damaligen Mitschüler und späteren Genossen stamme auch ich aus dem Milieu dieser versiegenden kleinstädtischen Honoratiorenschicht. Als sich nach dem 2. Juni 1967 in den Universitätsstädten die antiautoritäre Bewegung herausbildete, befanden wir uns auf einer tastenden Suche nach etwas, womit man sich gegen den „Kleinstadt-Mief", die Enge und spießige Atmosphäre der Umwelt zur Wehr setzen konnte. Unsere durchaus dünkelhafte Abneigung gegen konservative Moral und Heuchelei schien uns in den frühen Degenhardt-Liedern treffend ausgedrückt zu sein. Von reaktionären Lehrern heimlich entfernte pazifistische Plakate und angedrohte Schulverweise wegen Abwesenheit beim Schulgottesdienst hatten erste Flugblätter zur Folge, in denen die Frage nach „Demokratie in der Schule" gestellt wurde. Suhrkamp-Bände und Ostermarschierer-Plaketten wurden angeschafft und sooft das Geld für die Fahrkarte reichte, fuhr man zu Demonstrationen nach Frankfurt, wo wir in den Genossen des SDS neue Bezugspersonen trafen, mit denen wir uns identifizieren konnten.

Lehrer und Eltern, die uns weismachen wollten, hier handle es sich um „eingeschleuste DDR-Agenten" oder Schlimmeres, konnten uns nicht mehr sonderlich beeindrucken. Denn wir hatten inzwischen die Erfahrung sammeln können, wie die Weigerung einer Untersekunda, ein 20strophiges Gedicht auswendigzulernen, dazu führte, daß die Eltern der vermuteten „Rädelsführer" in die Schule bestellt und darüber befragt wurden, ob ihre Söhne und Töchter „Kommunisten" seien.

Innerhalb von drei Jahren entwickelte sich in diesem Gebiet eine relativ schlagkräftige, über fünf Kleinstädte verteilte Schülerbe-

wegung. Aktionen gegen CDU- und NPD-Veranstaltungen während des Bundestagswahlkampfes 1969 mobilisierten bis zu 300 Genossinnen und Genossen, ein halbes Dutzend größerer Versammlungen wurde gesprengt, unter anderem auch die mit dem damaligen Innenminister Benda (CDU) umherreisende „Sicherheitsgruppe Bonn" ziemlich verblüfft. In wachsendem Maße konnten wir uns neben sicheren Mehrheiten an den Gymnasien auch auf Lehrlinge, Kriegsdienstverweigerer und junge Arbeiter stützen, die während der Wahlkampf-Aktionen zu uns gestoßen waren. Deshalb bemühten wir uns, wie damals die ganze APO, zunehmend Konflikte außerhalb der Gymnasien aufzugreifen oder zu provozieren. In verschiedenen Städten des Gebietes wurden Clubs und Lokale in leerstehenden Läden eingerichtet, in denen sich die jugendlichen Outlaws der Kleinstädte trafen, also mißratene Sprößlinge der „Oberschicht" und deklassierte und teilweise kriminalisierte Teile der Arbeiterjugend. Die ziemlich wacklige gemeinsame Basis war das Gefühl, eine Art negativer Elite gegenüber einer von geheuchelter Wohlanständigkeit strotzenden Umgebung darzustellen. Das in Teilen der ‚neuen Linken' damals gängige Konzept der „Randgruppenarbeit" erhob dieses urwüchsig entstandene Bündnis in den Rang einer bewußt betriebenen politischen Strategie. Go-ins in Lehrerzimmer, Unterrichtsboykotte und Verweigerungshaltungen halfen uns jetzt nicht mehr, wenn wir wegen eines mit roter Farbe angemalten Kriegerdenkmals plötzlich eine kleinstädtische „Volksgemeinschaft" gegen uns hatten, Strafanzeigen abbekamen und Polizeirazzien in unseren Jugendclubs gegenüberstanden. Doch nicht nur der Druck wuchs, sondern auch die Unsicherheit darüber, für und mit wem wir eigentlich unsere politische Arbeit fortsetzen sollten. „Radikale Interessenvertretung" an den Gymnasien eröffnete eben noch keine sozialistische Perspektive, wenn unpolitische Mitschüler gegen die Linken zu opponieren begannen, weil diese das Niveau in den Gesellschaftslehre-Fächern zu hoch trieben.

Als dann auch noch der SDS zu zerfallen begann und die Fraktionierung der linken Bewegung einsetzte, verloren wir die Kontakte in den für uns erreichbaren Uni-Städten. Wir erkannten zwar in der Misere der Bewegung auch unsere eigene wieder. Der Versuch, die Positionspapiere, die aus Frankfurt, Heidelberg und Berlin in unsere Hände gelangten, auf unsere Schwierigkeiten „anzuwenden", scheiterte jedoch, weil die Auflösung und Privatisierung in unseren Schüler- und Lehrlingsgruppen einen Prozess der Meinungsbildung und Beschlußfassung nicht mehr zuließ.

Theoretische Arbeit und ‚Annäherung an die Arbeiterklasse'

Nach einem Sommer, der voll mit Shit-Konsum und Reiseabenteuern gewesen war, kam ich mit 5 anderen Genossen zu dem Schluß, daß mit der bisherigen Arbeitsweise gebrochen werden müßte.

Bruch und Umorientierung erschienen uns als einzige Alternative zur Fortsetzung von Lethargie und Privatisierung. Da uns die theoretischen Grundlagen fehlten, um die bisherigen Erfahrungen in gemeinsame Lernprozesse zu überführen und zu einem anderen Politikverständnis zu gelangen, zogen wir uns für mehrere Monate von aller Praxis zurück und legten eine Denkpause ein. Wir begannen uns in stundenlangen Sitzungen angestrengt und akribisch mit den kleineren Marx- und Engels-Schriften zu befassen und arbeiteten uns allmählich zur „Deutschen Ideologie" und Georg Lukács' „Geschichte und Klassenbewußtsein" voran. Mit der „eklektizistischen Theoriebildung" sollte endlich Schluß sein. Wir lasen mehr und mehr Lenin- und Luxemburg-Texte, offiziell unter dem Vorwand, mit Rosas Hilfe den Lenin auf seine Anwendbarkeit abzuklopfen, in Wahrheit jedoch bereits unter der stillschweigenden Prämisse, daß Lenin recht hatte. Allmählich begannen sich Vorstellungen von der Wissenschaftlichkeit des Marxismus-Leninismus und der Notwendigkeit rigider und hierarchischer Organisationsstrukturen zur propagandistischen Verbreitung des „wissenschaftlichen Sozialismus" festzusetzen. Bisher hatte jede ernsthafte Verschärfung der Lage unsere antiautoritären Schülergruppen in eine Krise gestürzt. Wenn einzelnen Genossen ein Schulverweis oder ein Gerichtsverfahren drohte, konnte kein Widerstand organisiert werden, weil mehrere Genossen gerade „politisch frustriert" oder „abgeschlafft" waren.

Ausgehend von diesen Erfahrungen verstanden wir unter „Leninismus" eine Organisationstheorie, mit deren Hilfe die bisherige Unverbindlichkeit überwunden werden konnte. In einer bis dahin antiautoritären Schülergruppe, die mit ihrer buntscheckigen Politik an Grenzen gestoßen war, konnten verbindliche Diskussionsformen und zuverlässige Praxis scheinbar nur unter Berufung auf einen Säulenheiligen der Arbeiterbewegung durchgesetzt werden. Protokollschreiben und Pünktlich-sein waren nur auszuhalten in dem Gefühl, damit weltgeschichtlich bewährten Prinzipien gerecht zu werden.

Neben unserer Schulung begannen wir, uns an der Arbeit der kleinen und wenigen Gewerkschaftsjugendgruppen des Gebietes zu beteiligen, natürlich unter strenger Absetzung von all dem, was wir davor getan hatten. Die Mitarbeit in der Gewerkschaftsjugend erwies sich bald als sehr erfolgreich, denn einerseits konnten wir uns aufgrund unserer Kenntnisse und politischen Erfahrungen bald unentbehrlich machen, zum anderen waren wir nach den vorherigen Niederlagen bescheiden genug, um uns geduldig und ausdauernd in der neuen politischen Umgebung einzufühlen. Gemeinsam mit zwei rührigen sozialdemokratischen Jugendsekretären und einer Anzahl sehr aktiver Lehrlinge gelang es, innerhalb eines Jahres 14 neue Gewerkschaftsjugendgruppen aufzubauen. Die etablierte

rechtssozialdemokratische Bürokratie verfolgte diese Bemühungen zwar mit Stirnrunzeln, konnte aber aufgrund der „positiven Mitgliederentwicklung" kaum etwas anderes tun, als im Apparat gewisse Fußangeln auszulegen. Nach der langen und mühseligen Suche nach einem politischen Bezugspunkt, stellte diese Entwicklung für uns ein riesiges Erfolgserlebnis dar. Unser „Bruch" mit der antiautoritären Vergangenheit schien durch die Praxis bestätigt und wir kamen uns als Intellektuelle vor, die mit ihrer alten Umgebung gebrochen hatten, um hingebungsvoll der Arbeiterklasse zu dienen.

Fraktionsarbeit für die KPD/AO

Die Ferien im Sommer 1970 hatte ich mit meiner Freundin in Berlin verbracht, wo wie immer während der Semesterferien alles ziemlich tot war. Wir hatten deshalb einfach die Kontaktnummern der drei Berliner Organisationen KB/ML, Pl/Pi und KPD/AO angerufen. Wir hatten dabei eigentlich kein gezieltes Interesse, bisher kannten wir uns in der Frankfurter und Heidelberger Szene aus und wollten nun anläßlich unseres Ferienaufenthaltes mal hören, was die Berliner Genossen zu sagen wußten. Im übrigen gingen wir viel ins Schwimmbad, liefen abends in der Ku-Damm-Gegend herum oder machten regelrechte „Ausflüge" nach Kreuzberg und in den Wedding, wo wir mit großen Augen alles anguckten.

Die einzige Organisation, die überhaupt unter der angegebenen Telefonnummer zu erreichen war, war die „KPD/Aufbauorganisation", so daß wir uns nur mit zwei Mitgliedern dieser Gruppe treffen konnten. Denen berichteten wir über das Gebiet, aus dem wir stammen, unseren „Bruch mit dem Antiautoritarismus" und die daran anschließende Gewerkschafts- und Schulungsarbeit. Das Erzählte wurde sehr beifällig aufgenommen und in einer schwarzen Kladde sorgfältig notiert – was uns das Gefühl vermittelte, sehr wichtige Informationen zu geben. Anschließend sagte einer von denen einiges über die „Prinzipien und Positionen" seiner Organisation, was nur wenig über das hinausging, was uns bereits aus der „Roten Presse Korrespondenz" bekannt war. Schließlich wurde vereinbart, sich künftig gegenseitig zu informieren. Wir erklärten uns bereit, Material über unsere Gegend für die „nationale Untersuchungstätigkeit" der KPD/Aufbauorganisation bereitzustellen, im Austausch sollten wir ab sofort 5 Exemplare der „Roten Fahne" erhalten, damit wir uns über „Fortschritte und Weiterentwicklung der Linie" der KPD/AO informieren könnten.

Wir waren von diesem Gespräch recht angetan, fühlten uns von einem führenden Genossen einer Organisation, die zunehmend von sich reden machte, bestätigt. Ich schickte jetzt häufig Arbeitsmarktberichte, Gewerkschaftsmaterial u. ä. nach Berlin, in der Vorstellung, damit die wissenschaftliche Vorbereitung des bundesweiten Aufbaus einer Arbeiterpartei zu unterstützen. Außerdem be-

schäftigte ich mich intensiv mit dem mir zugeschickten Propaganda-Material und begann auf der dort formulierten Linie zu argumentieren. Bei meinen Genossen stieß ich damit vorerst auf Skepsis, denn einige sympathisierten mit anderen SDS-Splittern, z.B. der „Gruppe Rotes Forum", die aus dem Heidelberger SDS hervorgegangen war. Unsere Schulungssitzungen über „Leninismus ja oder nein?" verflachten jetzt vollends zur Debatte über „KPD/AO ja oder nein". Dabei kam mir zugute, daß die Organisation in ihren Publikationen ständig den Eindruck herzustellen vermochte, als gebe es einen nationalen Aufbauplan „der Partei", der binnen zwei Jahren dazu führen müsse, daß auch in entlegenen Gebieten wie dem unsrigen die Aktivitäten in den Rahmen einer revolutionären Arbeiterpartei eingebunden werden könnten.

Die unterschiedlichen Neigungen für sich gerade entwickelnde ML-Parteien behinderten unsere Arbeit in der Gewerkschaftsjugend damals in keiner Weise, denn zwischen dem Parteigründungs-Fieber und den Aufgaben unserer neugegründeten Gewerkschaftsgruppe lagen ohnehin Welten. Für unsere Kollegen und Genossen in der Gewerkschaft, die sich nicht nur in ihrer betrieblichen Arbeit, sondern auch gegenüber der gewerkschaftlichen Bürokratie behaupten mußten, war das, was wir ihnen über die Notwendigkeit einer revolutionären Kaderpartei erzählten, für lange Zeit etwas Exotisches, von ihrer Arbeit völlig Getrenntes. Sie nahmen uns das aber auch nicht weiter übel, sondern betrachteten unsere Darlegungen zu diesem Thema fast liebevoll als die intellektuellen Eierschalen, die uns wohl noch unter den Armen klebten.

Ungeachtet aller Debatten über die „richtige Linie" hatten wir zu den damals existierenden ML-Parteien eher ein spielerisches Konsumentenverhältnis. Was an Informationen und Argumenten aus den Zeitungen verwertbar schien, machten wir uns ebenso zunutze wie bestimmte formalisierte Arbeitsweisen. Alles, was nicht als einsichtig erschien, konnten wir jederzeit ignorieren – „Was in Berlin geht, muß ja noch lange nicht in der Provinz gehen."

Dieses Verhältnis zur ML-Bewegung änderte sich, als die KPD/AO aus Berlin einen dreiköpfigen „Untersuchungstrupp" in unser Gebiet entsandte, der die Verhältnisse „vor Ort" kennenlernen und unsere Bindung an ihre Organisation forcieren sollte. Für derartige Unternehmungen existierte in der Organisationssprache der Begriff „Untersuchungen führen und organisieren", der „marxistisch-erkenntnistheoretisch" hergeleitet wurde und darauf hinauslief, das Potential westdeutscher Gruppen in etwa einzuschätzen und diese, wo möglich, einzugemeinden.

Uns erschien der angekündigte Besuch des „Untersuchungstrupps" als bedeutungsvolles Ereignis, dem wir uns auf der vollen Höhe unserer „marxistisch-leninistischen Umgestaltung" stellen mußten. Das Treffen wurde nach außen als „Meinungsaustausch"

deklariert, obwohl für alle Beteiligten unausgesprochen klar war, daß am Ende eine feste Zusammenarbeit mit der KPD/AO stehen würde. Unter den Genossen aus Berlin, die im Abstand von zwei Tagen bei uns eintrafen, waren auch zwei ZK-Mitglieder, was uns als Ausdruck besonderer Wertschätzung erschien. Erst später erfuhr ich, daß damals ohnehin mehr als ein Drittel der KPD/AO-Mitglieder gleichzeitig im ZK saß, diese typischen Wasserkopf-Merkmale konnten wir damals allerdings schwerlich überblicken.

Die Genossen betonten, daß sie gerade von längeren „Untersuchungsfahrten" aus dem Ruhrgebiet und Baden-Württemberg kämen und vermittelten uns den Eindruck, als würden gerade Dutzende solcher Trupps quer durch die BRD reisen und ein sich ständig verdichtendes Netz von Kontakten, Sympathisantengruppen und Anlaufstellen schaffen. Der „Parteiaufbau" schien ein sehr dynamischer Prozeß zu sein, jedenfalls war viel vom mühsamen Kaderleben auf der Autobahn die Rede.

Der „politische Meinungsaustausch" fand in Gestalt längerer Gespräche in Cafés und Weinstuben sowie bei einigen „Untersuchungsfahrten" statt, bei denen neben den größeren Industrie-Betrieben auch Burgruinen, Aussichtspunkte und das Denkmal des „Jägers aus Kurpfalz" besichtigt wurden. Am Ende ihres Besuches hatten die Vertreter der KPD/AO es geschafft, die noch bestehende Skepsis auszuräumen. Die Kontakte nach Berlin waren nun nicht mehr meine Privatsache, sondern ein Bestandteil des gemeinsamen Selbstverständnisses unserer Gruppe geworden. Wir sind zweifellos der KPD/AO wie ein reifer Apfel in den Schoß gefallen – was mir später in der „Partei" als „gute Vorarbeit" hoch angerechnet wurde und meinen anfänglich guten „Draht" zu verschiedenen „führenden Genossen" der Organisation begründete.

Die wirklichen Gründe dieses raschen Übergangs lagen aber woanders. Zunächst empfanden wir es als äußerst schmeichelhaft, daß sich Vertreter einer Organisation, die anscheinend gerade dabei war, die gesamte westdeutsche Linke aufzurollen und zu vereinheitlichen, mit unseren Erfahrungen und Problemen offenbar sehr ernsthaft auseinandersetzen wollten. Weiterhin hatten wir das Bedürfnis, unsere Schwierigkeiten und Erfolge in der gewerkschaftlichen Jugendarbeit mit anderen Genossen zu bereden und in irgendwelche übergreifenden Zusammenhänge einbringen zu können. Ebenso wie andere ML-Parteien stieß die KPD/AO mit ihrem Angebot einer organisierten Zusammenarbeit und einer ständigen Beratung und Rückkoppelung in eine Marktlücke. Auch die organisatorischen Vorgaben der ML-Parteien in Form von Zeitungen, Flugblättern und Informationsheften mußten auf Provinzgruppen, die meistens ohne jegliche technische Ausrüstung dastanden, unwiderstehlich wirken. Schließlich war die Vorstellung, mit der eigenen politischen Alltagsarbeit zugleich „höheren" Zielen, nämlich dem „Zusammenschluß

der Arbeiterklasse“ und der „Schaffung der K.P.“ zu dienen ein tolles Mittel, sich über die eigene, häufig als mißlich empfundene Realität zu erheben.

Gründung einer kommunistischen Jugend-Organisation

Getreu der Absprachen mit den Kontaktpersonen der KPD/AO begannen wir nun, die Gründung einer kommunistischen Jugendorganisation vorzubereiten. Diese sollte der KPD/AO zwar politisch unterstellt sein, in praktischer und organisatorischer Hinsicht aber selbständig arbeiten. Wir begannen uns wieder nach Genossen umzusehen, da wir uns zu fünft ja nicht gut selbst zur Organisation ernennen konnten. Eine Rekrutierung in der Gewerkschaftsjugend unter offen kommunistischen Zielsetzungen war allerdings zunächst noch ziemlich heikel. Leichter war es da schon, Verbündete unter den Resten der Schülerbewegung zu finden. Da wir diesen Genossen als die Erfolgreichen gegenübertreten konnten, die sich nicht nur in der Gewerkschaft neue Betätigungsfelder erschlossen, sondern jetzt auch die KPD/AO im Rücken hatten, gelang es innerhalb weniger Monate in mehreren Kleinstädten, in denen vorher eine antiautoritäre Bewegung existiert hatte, kleine Niederlassungen zu schaffen.

Die neue Zielsetzung machte es nun auch erforderlich, Flugblätter und „nationale Aufrufe“ der KPD/AO vor Betrieben zu verteilen und in der Öffentlichkeit als „Kommunist“ aufzutreten. Als erstes Versuchsobjekt wählten wir uns ein ziemlich abgelegenes Drahtwerk mit 300 Belegschaftsmitgliedern. Hier bestand keine Gefahr, von allzu vielen Leuten beobachtet zu werden. Offizielle Begründung für die Auswahl dieses Drahtwerkes war dagegen, daß es zum Thyssen-Konzern gehört, der von der KPD/AO als „strategisch-wichtig“ eingeschätzt wurde.

Da zu befürchten war, etliche der als Verteiler bestimmten Genossen würden verschlafen oder könnten sich drücken, trafen wir uns am Vorabend des ersten „Agit-Prop-Einsatzes“ in einer Kneipe, um letzte Verhaltensmaßregeln auszugeben. Dieses Treffen zog sich bis 4 Uhr morgens hin, so daß wir gleich aus der Kneipe zum Betrieb fahren konnten. Dort versuchten wir in ziemlich besoffenem Zustand, den verschlafenen und mürrischen Arbeitern unsere „Rote-Fahne-Sonderdrucke“ in die Hand zu drücken. Für deren indifferente und kopfschüttelnde Reaktionen hatten wir eine ebenfalls recht besoffene Erklärung parat: Die Reaktionen der Arbeiter bewiesen, daß der Betrieb vermutlich seit der Weimarer Republik nicht mehr mit kommunistischer Propaganda versorgt worden sei. Man sehe daran, wie „bitter notwendig“ die „Schaffung der KPD“ heute sei.

Weiter führten wir sog. „Ermittlungsgespräche“ durch. Man traf sich unter Wahrung von allerlei Vorsichtsmaßnahmen mit einem

oder mehreren Kollegen aus einem bestimmten Betrieb und versuchte, mithilfe eines vorgefertigten Fragebogens Informationen über diesen Betrieb zu erlangen. Diese wurden in „Untersuchungsberichten" zusammengefaßt und nach Berlin geschickt. Wir hatten die Vorstellung, daß diese Berichte in Berlin von den „wissenschaftlichen Kommissionen des Zentralkomitees" bearbeitet würden, zumal derartige Berichte auch immer wieder angefordert wurden. Später konnte ich erleben, wie sie flugs in den unteren Schreibtischschubladen „führender Genossen" verschwanden.

Es gab eine ganze Menge solcher in Wahrheit völlig überflüssiger und sinnloser Verrichtungen, denen aber organisationsintern ein äußerst hoher Stellenwert zugemessen wurde. Der lag aber nicht in der Wichtigkeit dieser Verrichtungen für die praktische Arbeit als vielmehr in ihrer Bedeutung für die Bildung des „Kaderbewußtseins", also des Gefühls, Teil einer exklusiven Elite der Linken zu sein. Das Unverständnis Außenstehender für die merkwürdigen Gebräuche innerhalb der KPD/AO stellte diese nicht in Frage, sondern bestätigte geradezu das gehobene Selbstgefühl der Kader.

Dazu trug auch der Umstand bei, daß Besprechungen mit Vertretern der KPD/AO des öfteren Kurzreisen nach Berlin notwendig machten. Solche Reisen waren gelegentlich mit Auftritten auf den Berliner „Großveranstaltungen" der KPD/AO gekoppelt, was eine besondere Form der „Belohnung" darstellte. Mein erstes Schlüsselerlebnis dieser Art war eine Rede auf einer Berliner 1. Mai-Veranstaltung. Mitten in der sehr hektischen Vorbereitung für unsere eigene, von der DGB-Jugend durchgeführte Demonstration, erhielt ich einen Anruf aus Berlin, ich solle unbedingt auf der dortigen „Großveranstaltung" über unsere Arbeit in der Gewerkschaftsjugend und den Stand unserer Mai-Vorbereitungen berichten. Da ich vermutlich sehr in die örtliche Arbeit eingespannt sei, würde die Organisation die Kosten für ein Flugticket übernehmen.

Da es am absoluten Vorrang dieses Ansinnens keinen Zweifel geben konnte, setzte ich mich ins Flugzeug nach Berlin und wurde dort von einem Genossen abgeholt. In dessen Wohnung bearbeiteten wir das von mir mitgebrachte Redemanuskript, das ich selbst bereits so abgefaßt hatte, daß die Informationen über unsere Maikampagne in die politischen Schlußfolgerungen der KPD/AO mündeten und deren Parolen bekräftigten. Zusätzlich bauten wir, was ich noch nicht gelernt hatte, in das Manuskript solche Absätze ein, die Beifallskundgebungen des Publikums zwingend hervorrufen mußten. Mit dem so überarbeiteten Redetext fuhren wir in eine Wohnung, wo der für die Durchführung der Veranstaltung gebildete „Stab" tagte. Dort saßen eine Anzahl „prominenter Genossen" herum, das Telefon klingelte, die Türen klappten, in den Ecken lagerten große Stapel von Flugblättern. Mein Manuskript wurde nochmals durchgesehen, weitere beifallsträchtige Wendungen eingebaut.

Große rote Kreuze markierten die Passagen, nach denen ich kurz einhalten sollte, damit geklatscht werden konnte. Ganz beiläufig wurde ich auch zum tatsächlichen Stand unserer Mai-Vorbereitungen befragt und erhielt das Geld für das Flugticket.

Beim Betreten des für meine Begriffe riesigen, sich in einem stark verräucherten Zwielicht erstreckenden Saales hatte ich das Gefühl, kurz vor einer bedeutenden Bewährungsprobe zu stehen. Ich hatte zwar in den vergangenen Jahren häufig und routiniert auf Versammlungen mit einigen hundert Teilnehmern gesprochen, hier herrschte aber – verstärkt durch die sorgfältige Ausschmükkung des Saales mit einer Unmenge von roten Transparenten und Organisationsemblemen – eine Atmosphäre von Gigantismus, strenger Regelhaftigkeit und Mummenschanz, die das Gefühl entstehen ließ, an einer höchst bedeutungsvollen Handlung mitzuwirken.

Ich war natürlich viel zu aufgeregt, um dem Verlauf der Veranstaltung zu folgen. Als ich an der Reihe war, wurde ich von einem ZK-Mitglied durch die den Podiumsaufgang fest abriegelnden Ordnerketten manövriert, versuchte, mit möglichst festen Schritten das Rednerpult zu erreichen und bekam gerade noch mit, daß ich als „junger Gewerkschafter aus . . ." angekündigt wurde, was bereits frenetischen Beifall hervorrief. Meine Rede muß ich wohl einigermaßen „kämpferisch" vorgetragen haben, jedenfalls kam an den rot angekreuzten Stellen der vorprogrammierte Beifall. Nach Beendigung meiner Rede verließ ich mit weichen Knien das Podium und wurde von mehreren Mitgliedern des „Stabes" händeschüttelnd und schulterklopfend belobigt. Die bereitstehende KSV-Genossin, die mich zum Flughafen fahren sollte, wurde herangewinkt, wir verließen den lärmenden, ständig in Beifallsstürme ausbrechenden Saal. Knapp eine Stunde später saß ich unter schläfrigen Geschäftsleuten und Berlin-Touristen in einer Panam-Maschine Richtung Frankfurt.

Derartige Ausflüge in die „große Welt" der Organisation wirkten auf mich, ebenso wie auf andere Genossen, die später in den „Genuß" derartiger Auftritte kamen, wie eine Droge. Sie erzeugten einen unpolitischen, rein atmosphärischen Enthusiasmus und verstärkten dadurch die Loyalität gegenüber der KPD/AO. So wurde unser Verhältnis zur Aufbauorganisation auch durch die im Sommer 1971 überraschend vollzogene Umbenennung in *„KPD"* nicht ernsthaft berührt. Die in einer „Programmatischen Erklärung" aufgestellte Behauptung, die KPD/Aufbauorganisation sei im Grunde von Anfang an eine Kommunistische Partei gewesen, erfüllte uns zwar mit Unbehagen. Aber die Identifikation mit dieser Organisation und die Angst um unsere eigene Identität waren bereits zu groß, um einen ernsthaften Konflikt um die Umbenennung zu führen. Spätestens hier setzte auch bei uns das ein, was bis heute viele Genossen in den ML-Gruppen veranlaßt, völlig unausgewiesene

und unmotivierte Linienschwenks ihrer „Führungen" demütig und ohne unangenehme Fragen mitzumachen. Jede harte Kritik könnte das Verhältnis zur Organisation und damit die eigene Identität gefährden.

Stimmungswende in der Gewerkschaftsjugend

Für unsere Arbeit in den Gewerkschaftsjugendgruppen bedeutete unser Anschluß an die KPD/AO, daß wir uns nicht mehr einfach als normale Mitglieder und Kollegen begriffen. Wir waren jetzt eine „kommunistische Fraktion", deren Aufgabe nicht nur in Gewerkschaftsarbeit bestand, sondern in der viel wichtigeren Verbreitung der „Erkenntnis", daß der gewerkschaftliche Kampf nicht ausreicht, um die Interessen der Arbeiterklasse zum tragen zu bringen, daß vielmehr der Staatsapparat zerschlagen werden müsse und dergleichen mehr. Wir bemühten uns daher, die radikaleren und aktiveren Kollegen in unsere Aktivitäten hineinzuziehen und sie für unsere Kommunistische Jugend-Organisation zu gewinnen. Dabei kam uns sehr gelegen, daß die Gewerkschaftsbürokratie sich allmählich gegen die Ausweitung linker Jugendarbeit zu wehren begann und verschiedentlich Aktivitäten der Jugendgruppen sabotierte oder direkt verbot. Dies hatte in den Jugendgruppen schon bei der Vorbereitung auf eine Demonstration zum 1. Mai böses Blut geschaffen. Der lang angestaute Konflikt brach durch, als der DGB-Kreisvorsitzende den Jugendgruppen die Verteilung einer Flugblattserie untersagte, in der die Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes durch die SPD/FDP-Regierung kritisiert wurde.

Auf einer daraufhin anberaumten DGB-internen Diskussionsveranstaltung, an der auch eine Anzahl erwachsener Kollegen, darunter mehrere linkssozialdemokratische und DKP-orientierte Betriebsräte teilnahmen, wurde dem DGB-Vorsitzenden so hart zugesetzt, daß er das Verbot der Flugblattserie rückgängig machte. Zwei Tage später kam ein erneutes Verbot der Flugblätter, diesmal vom Landesvorstand des DGB und verbunden mit der Drohung, alle Jugendgruppen des Kreises aufzulösen.

Diese Vorgänge erschütterten bei zahlreichen Lehrlingen und Jungarbeitern die fest verankerten Vorstellungen von innergewerkschaftlicher Demokratie und schufen einen fruchtbaren Boden für unsere Propaganda. So gelang es binnen weniger Wochen, große Teile der Gewerkschaftsjugend für die örtlichen ML-Zirkel zu gewinnen. Erst dadurch entstand aus den ML-Propaganda-Zirkeln so etwas wie eine regionale kommunistische Jugendorganisation, die in ihren besten Zeiten bis zu 120 Mitglieder hatte.

Auf einer Mitgliederversammlung der Kommunistischen Jugendorganisation wurde dann auf Vorschlag der „KPD" über den 5 Ortsgruppen eine „Zentrale Leitung" installiert. Eine aus Berlin angereiste „Delegation" der „KPD" legte eine Liste von 10 Genos-

sen vor, die jene „Zentrale Leitung" bilden sollten; neben einigen „ideologisch weit fortgeschrittenen" Jungarbeitern im wesentlichen ehemalige Schüler, die nach wie vor den politischen Kern der Gruppen darstellten. Diese Mitgliederversammlung fand in einem evangelischen Jugendheim statt, das uns ein mit der DKP sympathisierender Pfarrer zur Verfügung gestellt hatte, der von seiner Kirchenleitung aufs flache Land verbannt worden war. Aufgrund seiner politischen Orientierung und einer tiefgreifenden Abneigung gegen die Politik der VR China reagierte er voller Abwehr, als er erfahren mußte, zu welchem Zweck wir uns in seinem Jugendheim versammelt hatten. Der drohende Eklat konnte allerdings von einem der angereisten „KPD"-Vertreter abgewendet werden, der seine bildungsbürgerliche musische Bildung in die Waagschale warf, indem er die Dorfkirche zu besichtigen wünschte und dort auf der Kirchen Orgel ein improvisiertes Konzert gab. Der Genosse Pfarrer war tief beeindruckt und kurzfristig bereit, mit „den Maoisten" die Friedenspfeife zu rauchen.

Nach Berlin – Kontinuität und Bruch

Ich war an der Bildung der „Zentrale" kaum noch beteiligt, denn seit ein paar Wochen hatte ich meine Zulassung zum Germanistik-Studium an der FU Berlin in der Tasche und bereitete meinen Umzug vor. Obwohl ich den vorläufigen Abschluß des Organisationsaufbaus als Erfüllung langgehegter Jugendträume betrachtete, hatte ich auch das Gefühl, meine Schuldigkeit getan zu haben. Diese Haltung löste einige Kontroversen mit der „Partei" aus. Einige Kader versuchten mich als dienstältesten Sympathisanten der Gegend zu überreden, entweder in einer nahgelegenen Uni-Stadt zu studieren und dort für die weitere Ausbreitung der Organisation zu arbeiten oder, noch besser, ins Ruhrgebiet zu ziehen, wohin die „KPD" künftig den Schwerpunkt ihrer Arbeit verlegen wollte.

Ich war gegenüber solchen Ansinnen hart geblieben, denn ich wollte unbedingt studieren, nach den langen Jahren in der Diaspora möglichst in einer der vermeintlichen „Linken Hochburgen". Nach dem Ende meiner Schulzeit wollte ich auch nicht schon wieder irgendwelche Organisationen aufbauen, sondern neben politischer Arbeit auch Ausstellungen besuchen, ins Theater gehen und an Universitäts-Seminaren teilnehmen. Diesen Standpunkt konnte ich einem unserer „KPD"-Betreuer verständlich machen. Er erklärte sich bereit, mit dem „Kader-Verantwortlichen des ZK" in dem Sinne zu sprechen, daß ich „vorläufig" nach Berlin übersiedeln sollte, um dort, wo die „Organisationstätigkeit am weitesten fortgeschritten" sei, „im Apparat" den letzten Schliff zu erhalten.

Ich verlegte also meinen Wohnsitz nach Berlin und zog in eine Wohngemeinschaft, in der ausschließlich Mitglieder und Sympathisanten „der Partei" lebten und in der eine Kammer leer stand. In

den ersten Wochen mußte ich mit den üblichen Anfangs-Schwierigkeiten kämpfen: ungenügende Ortskenntnisse, Schwierigkeiten, mein Leben unter neuen Bedingungen sinnvoll zu organisieren, Hilflosigkeit gegenüber dem Uni-Betrieb.

Der Umstand, daß ich mich von der ersten Minute an in Berlin „im Rahmen der Partei" bewegte, vergrößerte meine Eingewöhnungsschwierigkeiten beträchtlich. Da ich binnen kürzester Zeit in „die Partei" aufgenommen werden und in einer Betriebszelle arbeiten sollte, sah ich mich der Erwartung ausgesetzt, meine Schwierigkeiten schnellstens zu überwinden, um für „die Partei" einsatzfähig zu sein. Einstweilen war es jedoch so, daß ich sehr unter dem Verlust der mir vertrauten Umgebung und der jahrelang gewachsenen persönlichen und politischen Bindungen litt. Auch wurde ich von den „Parteigenossen" nun nicht mehr als Repräsentant einer erfolgreichen Politik in einem abgelegenen Winkel der BRD bewertet, sondern als junger Typ mit ganz guten Anlagen, der sich möglichst schnell und glatt in den Organisationsmechanismus einzufügen hatte. Besonders unangenehm war, daß man mir in meiner „Einarbeitungszeit" keinerlei präzise umrissenen Aufgaben gegeben hatte und ich folglich von jedermann allerlei technische Arbeiten zugeteilt bekam, die ich kaum ablehnen konnte, da ich ja „nichts zu tun" hatte. Ich rotierte also quer durch alle Bereiche der Organisation und erledigte all die Hilfsarbeiten, für die die Kader keine Zeit hatten. Etwa sonntags früh in eine – mithilfe des Stadtplans zu ermittelnde – Wohnung fahren, um dort 15.000 türkische Flugblätter abzunudeln. So etwas war äußerst frustrierend: man fuhr in eine Wohnung, mit der man nichts verband, um dort für irgendwelche Genossen, die man nicht kannte, Tausende von Flugblättern abzuziehen, über deren Inhalt man ebensowenig wußte, wie über den Zusammenhang, in dem sie notwendig waren. Da ich wochenlang 6 - 8 Stunden am Tag mit solchen entfremdeten Verrichtungen beschäftigt war, stellte sich bald das Gefühl ein, in einer unendlichen Tretmühle gelandet zu sein. Eine Änderung dieser mißlichen Lage erhoffte ich mir von der endgültigen Aufnahme in die „Partei".

Genosse Jakob

Ein wirklicher Meister in der Kunst, über seine Umgebung zu verfügen, war der zu meiner Wohngemeinschaft gehörende ZK-Genosse ‚Jakob', der seine „Leitungstätigkeit" tatsächlich mit – wie er heute zugibt* – „süffisanter Schlampigkeit" ausübte. Genosse Jakob, der den Film „Thomas Ceown ist nicht zu fassen" überaus schätzte und sich mit dem von Steve McQueen dargestellten Typus des smarten Gentleman-Bankräubers identifizierte, dachte häufiger darüber nach, ob nicht dessen Lebensweise durchaus eine ernstzu-

* Vgl. P. Mosler, „Was wir wollten, was wir wurden", Hamburg 1977, Kap. 4.

nemende Alternative zu der Tätigkeit im ZK der „KPD" sein könne. Und wie Thomas Crown war er auch für die anderen Genossen „nicht zu fassen".

Jedenfalls verstand es Genosse Jakob vortrefflich, unter Hinweis auf langfristig anstehende Ausarbeitungen, mit denen er vom ZK beauftragt war, sich aller technischen und organisatorischen Arbeit zu entziehen, einschließlich der in der Wohngemeinschaft anfallenden Hausarbeit. Es gelang ihm immer wieder, nicht nur die WG-Mitglieder, sondern auch seine Freundin dazu zu bewegen, an seiner Stelle die Verpflichtungen zum Flugblattverteilen wahrzunehmen. Währenddessen verbrachte er große Teile des Tages vor dem Fernseher, die Übertragungen der Winter-Olympiade betrachtend.

Solche Verhaltensweisen wären nicht weiter anzumerken, hätten sie nicht in einem empörenden Kontrast zum Tagesablauf der „normalen Kader" gestanden, die 8 bis 10 Stunden am Tag von Termin zu Termin hetzten. Es geht hier nicht darum, den Genossen Jakob im Nachhinein anzupinkeln. In meiner Erinnerung personifiziert er aber eine häufig anzutreffende, ganz handfeste Privilegierung der auf „höheren Ebenen" tätigen Kader. Die Mitglieder der Leitungen waren häufig mit längerfristigen Ausarbeitungen beschäftigt, die es ihnen ermöglichten, bestimmte unangenehme Alltags-Arbeiten abzulehnen, sie waren in ihrer Zeitplanung flexibler und keinen Kontrollen unterworfen. Und ihre Leitungstätigkeit bestand großteils ohnehin darin, halbe Tage in irgendwelchen Uni-Vorhallen oder Wohnungen zu sitzen und Genossen aus den verschiedenen Bereichen der Organiation zu empfangen, mit ihnen über anstehende Probleme zu reden bzw. sie zu „instruieren".

Aufnahme in die „Partei" und „Parteikonferenz"

Nachdem ich mich zwei Monate lang bei vielerlei Hilfsarbeiten „bewährt" hatte, schlug ZK-Genosse Jakob mich zur Aufnahme in die „Partei" vor. Als besonderes Verdienst wurde hervorgehoben, daß ich bis zu viermal in der Woche morgens um 5 Uhr für jeweils 2 - 3 Stunden vor Betrieben Flugblätter verteilt hatte. Aufgrund dieses „Verdienstes" waren übrigens meine anfänglichen Bemühungen, wenigstens 2 Uni-Seminare in meiner „Freizeit" zu besuchen, im Sande verlaufen. Wenn ich morgens um 9 Uhr durchgefroren und übermüdet vom Flugblattverteilen zurückkam, ging ich nicht mehr ins Seminar, sondern schlief erstmal ein paar Stunden und versuchte die ganze Frustration zu vergessen.

Bevor ich endgültig zum „Parteikader" wurde, mußte ich einer „Aufnahmekommission" des ZK einige Fragen zur „Linie der Partei" beantworten, etwa vom Kaliber: „Warum hat die KPD/AO von Anfang an die Aufgaben einer Kommunistischen Partei wahrgenommen?" oder „Welche Position vertritt unsere Partei gegenüber den Verdiensten und Fehlern des Genossen Stalin?" Diese Prozedur

empfand ich als peinlich und albern, letztendlich war mir das aber egal, versprach doch die Aufnahme in „die Partei" ein Ende des Status eines „Sympathisanten vom Dienst", der jederzeit jedem Parteikader dienstbar zu sein hatte. Wie man mir bedeutungsvoll mitteilte, hatte man meine Aufnahme „beschleunigt, um (mir) Gelegenheit zu geben, an der bevorstehenden Parteikonferenz (eine Art ‚kleiner Parteitag') bereits als Mitglied der Partei" teilzunehmen.

Die Konferenz fand in einem ehemaligen Kino statt, auf der mit gleißendem Scheinwerferlicht angestrahlten Empore saß das „Zentralkomitee", die ca. 150 „Parteimitglieder" waren dagegen im Halbdunkel der Stuhlreihen versteckt. Im Verlauf der Veranstaltung kam es zu zwei Eklats, die bei vielen „einfachen Mitgliedern" Zweifel über den „demokratisch-zentralistischen Charakter" ihrer „Partei" hervorriefen. Eine von der „Partei-Führung" vorgelegte Resolution, wonach es ab jetzt unter keinen Umständen mehr irgendwelche Aktionseinheit mit „Revisionisten" geben sollte, stieß auf den Widerspruch eines Mitgliedes, das auf dieser Konferenz ins ZK gewählt werden sollte. Mit seiner Position konnte er auf die, allerdings stillschweigende, Zustimmung vieler „einfacher Genossen" rechnen. Insbesondere die wenigen „proletarischen Kader" wußten genau, daß man im Betrieb hier und da durchaus mit SEW-Kollegen gemeinsame Sachen machen konnte.

Aber die Einwände des Genossen wurden von der Kinobühne her hart und ultimativ abgebügelt. Zahlreiche Genossen äußerten sich nur deshalb nicht, weil sie sich nicht trauten, dem ZK zu widersprechen. Daß das ZK die Aufnahme des Genossen in seine erlauchten Reihen anschließend aufgrund der „zutage getretenen ideologischen Unklarheiten" ablehnte, führte jedermann vor Augen, daß man sich mit dem „Zentralkomitee" besser nicht anlegte.

Zum zweiten Zwischenfall kam es, als eine Betriebszelle beantragte, zwei Mitglieder des „Zentralkomitees" nicht mehr zu wählen. Einer der kritisierten Genossen war mein Mitbewohner Jakob, der sich, vermutlich wieder mal im Zustand „süffisanter Schlamperei" dazu hatte hinreißen lassen, verschiedenen, tief in der Gewerkschaftsarbeit verwurzelten westdeutschen Gruppen die Einstellung dieser Arbeit anzuempfehlen, da es sich ohnehin nur um „ökonomistische Handwerkelei" handele. Dieser Vorwurf wurde von den ZK-Genossen im Brustton der Entrüstung zurückgewiesen, die Konferenz wurde für kurze Zeit unterbrochen, da die Beschuldigungen nicht unmittelbar nachprüfbar seien.

Nach der Pause konnte die irritierte „Partei"-Basis erleben, wie der Zellenleiter der Betriebszelle, aus der die Kritik kam, den Antrag auf Nichtwahl der beiden ZK-Mitglieder zurückzog und der Rest der Zelle sich dem brummelnd anschloß. Die Wahl des ZK konnte nunmehr einstimmig erfolgen.

Leben in einer „Partei"-Wohngemeinschaft

In dieser Zeit zerstritt sich ein in unserer Wohngemeinschaft lebendes Paar. Beide arbeiteten im KSV, bei der beteiligten Genossin löste der Streit eine ernste psychische Krise aus, die sie bewog, ihren bisherigen Einsatz für den KSV in Zweifel zu ziehen und ihre Haltung gegenüber den anderen Gruppen der Berliner Linken neu zu überprüfen. In diese Überprüfung schloß sie auch die SEW (für den Rest der WG: „Hauptfeind in der Arbeiterbewegung") sowie die KPD/ML (damals Hauptkonkurrenz in der ML-Bewegung) ein, so daß in der Wohnung helle Empörung gegen die Genossin entstand. ZK-Genosse Jakob führte gemeinsam mit dem ranghöchsten KSV-Mitbewohner mit der aufgelösten und verzweifelten Genossin zwei der sattsam bekannten „Ermittlungsgespräche". Schließlich wurde ihr mitgeteilt, sie müsse schnellstens aus der Wohnung ausziehen. Dies geschah dann auch. Wie ich später erfuhr, mußte sich die Genossin danach einer längeren psychiatrischen Behandlung unterziehen.

Dieser für uns alle beschämende Vorgang wurde nach einigen pharisäerhaften und inhumanen Sprüchen für erledigt erklärt. Eine Genossin, die Zweifel an der „Richtigkeit der Linie" entwickelte und der es schlecht ging, stellte nicht nur für die „Partei", sondern auch für die Wohngemeinschaft, in der sie lebte, ein „Sicherheitsrisiko" dar.

Ich habe mich damals, sicher auch wegen meines eigenen, ungeklärten Status gegenüber „der Partei", an der gespenstischen Debatte über die Genossin „prinzipienfest" beteiligt. Später konnte ich feststellen, daß ein derartiges Verhalten gerade unter denjenigen, die in der Organisationshierarchie weit unten standen, häufiger anzutreffen war. Ausgerechnet diejenigen Genossen, die neu aufgenommen worden waren oder selbst von „der Partei" kritisiert worden waren, geißelten bei anderen Gelegenheiten angebliche „Abweichungen" am wütendsten und argumentierten als 150prozentige Dogmatiker. Mir war seitdem allerdings auch klar, wo Solidarität und Freundschaft meiner Mitbewohner jederzeit ein abruptes Ende finden würden.

Da alle Kader unserer Wohnung in KSV-Zellen, Betriebszellen oder in „Leitungsgremien" arbeiteten, niemand aber tatsächlich im Betrieb war oder richtig studierte, entwickelte sich unser Zusammenleben in seiner eigenartigen Gesellschaftsferne zu einer ausgesprochenen Subkultur, ganz im Gegensatz zu den politischen Postulaten der „Partei", wonach die Kader mit den „arbeitenden und studierenden Massen" die alltäglichen Lebensbedingungen teilen sollten. Mittelpunkt dieser Halbwelt war natürlich „die Partei", deren politische und praktische Erfordernisse auch die Wohnsituation unmittelbar prägten. So gab es innerhalb der Wohnung eine klare Hackordnung, die der jeweiligen Stellung der WG-Bewohner

in der Organisationshierarchie genau entsprach. Die Wohnung war im Hinblick auf unsere persönlichen Umgangsformen ein Spiegelbild der innerorganisatorischen Prozesse und war alles andere als ein Ruhepunkt, wo man sich ausruhen und neue Kräfte sammeln konnte.

Die ständige Überlastung aller Bewohner ließ nicht nur die kleinsten Reparaturarbeiten nicht mehr zu, sondern unterband auch jegliche Form von Hausarbeit. Etwa 3 Monate nach meinem Einzug ging die Wasserspülung der Toilette kaputt, auch noch bei meinem Auszug ein halbes Jahr später stand stets ein gefüllter Wassereimer neben dem defekten Klo. Abends zwischen 22 Uhr und 24 Uhr klingelte häufig das Telefon, hob man ab, war der „Agitprop-Leiter" irgendeiner „Zelle" am Apparat, der dringend noch Verteiler für irgendein Flugblatt suchte. An freien Abenden zuckte man unwillkürlich zusammen, wenn nach 22 Uhr das Telefon klingelte.

Über diese Lebensweise wurde zwar viel gejammert, darin kam aber auch reichlich Selbstzufriedenheit über das „harte Leben eines Kommunisten" zum Ausdruck. Die tatsächliche Deklassierung und Verlumpung, die wir alle zusammen mitmachten, galten als Beweis besonders erfolgreicher „Umerziehung" und halfen eine elitäre Haltung zu begründen, durch die wir uns von anderen Linken abhoben, die etwas normaler lebten als wir.

Die Arbeit einer Betriebszelle der „Partei"

Die Betriebszelle, der ich angehörte, bestand aus 6 - 8 Mitgliedern, nur ein Genosse arbeitete im Betrieb. Zuvor hatte die Zelle immerhin noch zwei Mitglieder und mehrere Sympathisanten im Betrieb gehabt, seit der zunehmenden „Kaderumsetzung" nach Westdeutschland, also der „entscheidenden Phase des nationalen Parteiaufbaus", wurde die „Partei" in Berlin außerhalb der Universitäten zu dem großmäuligen Papiertiger, als den man sie in den letzten Jahren kennt. Dies war allerdings für Leser ihrer Publikationen, insbesondere die damals noch zahlreichen KSV-Studenten, kaum erkennbar, meldete die „Rote Fahne" doch Woche für Woche die Gründung neuer Betriebszellen in westdeutschen Großbetrieben. Daß diese westdeutschen Neugründungen in Berlin zur inneren Auszehrung der ohnehin bescheidenen Ansätze betrieblicher Arbeit führten, war aus den Zeitungen nicht zu ersehen.

Nachdem die Verankerung unserer Zelle im Betrieb schon durch den „nationalen Aufbau" stark gelitten hatte, brachte die Aufblähung des „Partei"-Apparates – es entstanden immer neue „Leitungsebenen", die von den in Berlin verbliebenen Genossen gebildet werden mußten – unsere Betriebsarbeit fast völlig zum Erliegen. So kam es, daß sich samstags abends 7 abgehetzte Kader trafen, die den Kopf mit allerlei Leitungsproblemen voll hatten, aber keine Zeit und Energie mehr, um sich nun auch noch über die Be-

triebsarbeit den Kopf zu zerbrechen. Dazu kamen aber auch noch Flügelkämpfe, in denen sich „ideologisch-klare, prinzipienfeste" Vertreter der Führungsbeschlüsse mit „Rechtsopportunisten" stritten, die ständig mit ihren „ideologischen Unklarheiten" nicht klar kamen.

In dieser Zeit war ich „Betreuer" eines 16jährigen Lehrlings, der bei der „Stadtteilagitation" für den Kommunistischen Jugendverband „gewonnen" worden war. Der war ein äußerst aufgeweckter Typ, der angenehm abstach von den abgehetzten, nur noch Sprechblasen und Parteiparolen ablassenden Jungkadern, entsprechend an seiner Berufsschule und unter seinen Freunden auch sehr beliebt. Diesen Lehrling sollte ich in kürzester Frist „ideologisch qualifizieren", danach sollte er sofort in den Jugendverband aufgenommen werden, da dort ein ziemlicher Mangel an derartigen Jugendlichen herrschte – nach allem vorher beschriebenen kein Wunder. Kurz vor seiner Aufnahme in den Jugendverband erklärte mir dieser Lehrling, daß er doch keine Lust hätte, sich politisch zu organisieren, er wolle auch mal mit Freunden zwei Monate durch Frankreich trampen und ähnliche Sachen machen. Da man das aber als „Mitglied" nicht könne, weil man nur 3 Wochen Urlaub im Jahr hätte, wäre es ihm lieber, wenn er „Sympathisant" bleiben könne. Diesen Argumenten stand ich trotz meines Kader-Bewußtseins völlig hilflos gegenüber. Eigentlich hatte ich auch gar keine Lust, dem Genossen zu widersprechen, weil ich fand, daß er recht hatte. Mir wurde klar, daß wir mit unserer Arbeitsweise und dem absolut unmenschlichen Klima in unseren Organisationen niemals für Jugendliche, aber auch nicht für erwachsene Arbeiter mit Familie, eine Perspektive darstellen würden.

Studiums-Verbot und Strategie der Abnabelung

Im Gegensatz zu vielen Genossen, die in der damaligen Zeit die völlige Trennung von Politik und Privatleben praktizierten und unter diesem Widerspruch zu leiden begannen, wäre ich schon für ein völlig abgetrenntes Privatleben dankbar gewesen. Ich war nun seit einem Jahr in Berlin als Parteikader tätig, litt immer stärker nicht nur unter dem Streß unserer Arbeit, sondern auch unter dem Gefühl, daß das meiste, was wir taten, weitgehend sinnlos war. Auch war ich ja nicht nur der „Partei"-Arbeit wegen nach Berlin gekommen, sondern auch, weil ich wissenschaftlichen und kulturellen Interessen nachgehen und in einer Großstadt leben wollte. Alle diese Hoffnungen waren seit geraumer Zeit unter einem Berg von Terminen, Sympathisantengesprächen, Zellendiskussionen, Kommissionssitzungen und Flugblattstapeln verschüttet – eine Situation, die ich solange zu ertragen bereit war, wie ich politische Erfolge erwartet und die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, daß meine Bedenken und Vorschläge angehört würden. Da ich meine von

Anfang an als zwiespältig empfundene neue Umgebung immer unerträglicher fand, andererseits aber auch auf keinerlei Kontakte oder Freundschaften außerhalb der Organisation zurückgreifen konnte, begann ich darüber nachzudenken, wie ich der „Partei" unter Wahrung meines politischen Anspruchs entfliehen könnte.

Mir fiel ein, daß ich nun schon seit drei Semestern an der FU eingeschrieben war und früher einmal die Zusicherung erhalten hatte, daß ein Studium, soweit es für die berufliche Qualifikation unentbehrlich sei, auch für „Parteikader" möglich sein müßte. Ich verlangte also in meiner Betriebszelle, die Frage meines Universitätsstudiums zu behandeln. Da das meiste, was ich zu diesem Zeitpunkt sagte, ohnehin von vornherein als „rechtsopportunistisch" beargwöhnt wurde, verwies man mich an ein unserer Zelle angehörendes Mitglied der „zentralen Leitung" des KSV. Diese Genossin sollte quasi als unabhängige Gutachterin darüber befinden, wieviel Zeit in meinem Arbeitsplan pro Woche für Uni-Seminare freigeschaufelt werden durfte. Ich verabredete mich für einen Sonntagmorgen mit der betreffenden Genossin, die gerade zur Fertigstellung ihrer Dissertation von der „Partei"-Arbeit befreit war, in ihrer in der Innenstadt gelegenen Wohnung. Ich kam um 10 Uhr ziemlich unausgeschlafen, unrasiert und verraucht bei ihr an, da ich nachts zuvor noch verschiedene Sitzungsprotokolle hatte fertigstellen müssen. Die Tür wurde mir von einem aristokratisch wirkenden Herren mittleren Alters geöffnet, der zwischen den Zeigefingern eine Langspielplatte blancierte und mich durch die von Barockmusik erfüllte Wohnung auf einen sonnigen Balkon dirigierte. Dort lag ein knappes Dutzend braungebrannter Leute auf Liegestühlen in der Sonne und verspeiste gerade recht ansehnliche Portionen Eis. Mir erschien das alles nach einer Nacht über seitenlangen Sitzungsprotokollen und im Hinblick auf meine eigene Wohn- und Lebenssituation wie eine ferne Traumwelt.

Die Genossin aus der KSV-Leitung erhob sich aus ihrem Liegestuhl und führte mich in ein mit hohen Wandregalen voller Bücher ausgestattetes Zimmer, in dem die Unterhaltung über meine Wünsche nach einem Studium stattfinden sollte. Ich erklärte ihr, eigentlich sei von Anfang an mit der „Partei" abgesprochen gewesen, daß ich neben der politischen Arbeit auch studieren sollte. Ich hätte angesichts der „Phase des nationalen Aufbaus der Partei" darauf nun schon seit drei Semestern verzichtet, hätte aber den Eindruck, daß ich nun doch häufiger an die Universität gehen müsse, um den Anschluß nicht völlig zu verlieren. Ich könne mir vorstellen, daß man fürs Studium etwa zwei volle Tage pro Woche Zeit haben müßte, da man kaum zwischen zwei Sitzungen mal kurz für zwei Stunden etwas Heine lesen und damit sein Studium bestreiten könne. Das könne man bei entsprechender Planung der eigenen Arbeit schon, wurde mir entgegnet. Im übrigen sei das mit

dem Studieren auch wirklich nicht so wichtig, da man als Parteikader ohnehin später Berufsverbot bekäme. Auch gebe es in der KSV-Leitung einen Genossen, der sich auf seine Zwischenprüfung auf der Fahrt zur Prüfung in der U-Bahn vorbereitet hätte, daran könne man sehen, daß das alles nicht so schlimm sei. Meine Einwände fielen recht zaghaft aus, da ich tatsächlich nicht genau wußte, wieviel Zeit man zum Studieren benötigt. Klar war mir nur, daß man am Anfang allein schon etliche Zeit brauchen würde, um sich in den Uni-Betrieb überhaupt einzufinden. Die Genossin brachte die Diskussion sodann auf zwei Abiturienten im Ruhrgebiet, die nach Beendigung ihrer Schulzeit sofort in den Betrieb gegangen wären und dort nun eine „Partei"-Zelle aufbauen würden. Obwohl ich diese Genossen nie kennengelernt habe, habe ich sie in diesem Moment abgrundtief gehaßt. Das Gespräch endete damit, daß die Genossin aus der KSV-Leitung mir inmitten ihrer nicht gerade von intellektueller Askese zeugenden Wohnung erklärte, bis zum 6. Semester hätte ich ohnehin nur die Rückmeldungstermine an der Uni wahrzunehmen.

Ich war nach dieser Unterhaltung voller Aggressionen gegen die wiederum deutlich gewordene Doppelmoral auf den höheren Ebenen, die es ermöglichte, daß Intellektuelle anderen Intellektuellen die Befriedigung ihrer Bedürfnisse als „kleinbürgerlich" verboten. Zugleich war mir klar, daß dies der letzte Versuch gewesen war, wenigstens einen Bruchteil meiner Wünsche und Vorstellungen in Übereinstimmung mit „der Partei" zu lösen und daß – wie schon am Ende der antiautoritären Bewegung – anscheinend wieder ein tiefgreifender Bruch erfolgen müsse.

Seit dieser Zeit begann ich, ohne Rücksicht auf die Reaktionen der „Leitungen" meine politische Kritik auf alle Bereiche der Organisationstätigkeit auszudehen. Vor allem die RGO-Strategie für die Gewerkschaftsarbeit lehnte ich völlig ab und weigerte mich, derartiges öffentlich zu vertreten. Dabei war mir klar, daß eine solche Kritik, die direkt af das Selbstverständnis und den Traditionsbezug der „KPD" zielten, früher oder später unweigerlich meinen Ausschluß zur Folge haben würde. Dies wollte ich aber riskieren, denn zum einen verband mich ohnehin nicht mehr viel mit der „Partei", so wie sie war; zum anderen mußte meiner Meinung nach mit der verlogenen Selbstbeweihräucherung bei Mitgliederversammlungen Schluß gemacht werden. Ich hatte einige Male erlebt, wie sich Leitungsgenossen händereibend ins Fäustchen lachten und Aussagen losließen wie: „Ohne unseren größenwahnsinnigen Anspruch, *die* Partei zu sein, wären wir schon längst erledigt . . ", während die „einfachen Kader" von Termin zu Termin hetzten und an den Unsinn von der „Partei der Arbeiterklasse" glaubten.

Es kam, was kommen mußte: nach einigen Wochen wurden zwei Mitglieder des „Regionalkomitees" damit beauftragt, die

„ideologischen Abweichungen" in unserer Zelle zu untersuchen und „Maßnahmen" vorzuschlagen. Während dieser Zeit habe ich bereits keine „Partei"-Arbeit mehr ausgeführt, sondern mich nur noch auf die stundenlangen Debatten in der Zelle vorbereitet. Ich gab mir äußerste Mühe einen möglichst guten Abgang zu finden, was insbesondere hieß, die Organisation mit einer umfassenden und geharnischten politischen Kritik zu verlassen. Andere Genossen, die vorher oder nachher die „Partei" verließen, hatten sich häufig nicht getraut, die „Linie" offensiv zu kritisieren, sondern hatten oft weinerlich mit ihrer eigenen „Unfähigkeit" argumentiert. So etwas wollte ich unbedingt vermeiden. Nach meinem Ausschluß, der erst nach einem ziemlich peinlichen Hin und Her und mehreren ultimativen Appellen der „Leitung" von der „Zelle" mit der nötigen Mehrheit beschlossen wurde, fuhr ich in ein italienisches Restaurant und genehmigte mir ein opulentes Mahl. Ich wog nämlich am Ende meiner Zeit als „Partei-Kader" noch ganze 48 Kilogramm. Mir fiel ein, daß am nächsten Tag ein neues Semster an- und meinem Studium nun nichts mehr im Wege stand.

Danach

Die ersten Monate verbrachte ich damit, mir ausgiebig die Wunden zu lecken, die ich mir zugezogen hatte. Ich ging fast jeden Abend ins Kino, durchstreifte tagsüber die Berliner Stadtteile, lief durch Kaufhäuser und Parkanlagen und hatte den Eindruck, erst jetzt die Stadt kennenzulernen, in der ich schon seit fast zwei Jahren lebte. Außerdem schrieb ich einen langen Artikel über die Gewerkschaftspolitik der alten KPD für die Zeitung einer konkurrierenden ML-Organisation, studierte kräftig und fand nach und nach einen neuen Bekanntenkreis. Eine wesentliche Voraussetzung für meine glatte Abnabelung von der „Partei" war, daß ich kurz vor meinem Ausschluß eine andere Wohnung gefunden hatte, in der Leute lebten, die nicht organisiert waren oder gerade selbst dabei waren, Widersprüche zur „KPD" zu entwickeln.

Was ziemlich lange nachwirkte, waren die aus der „KPD"-Arbeit gewonnenen Feindbilder innerhalb der Linken. Mit „Revisionisten", „Spontaneisten" und „Opportunisten" wollte ich nichts zu tun haben. Entsprechend eingeschränkt waren die Möglichkeiten eines erneuten politischen Engagements an der Uni, was sich aber auf mein um drei Semester verspätetes Studium durchaus positiv auswirkte. Erst als eine größere Gruppe von KSV-Genossen, darunter auch einige alte Bekannte, ebenfalls die Organisation verließen und sich in einem „Sozialistischen Plenum" sammelten, schaffte ich es, meine politische Selbst-Blockierung zu überwinden. Danach ist es mir mehr und mehr gelungen, rechte und linke Scheuklappen abzulegen und mich an der Entwicklung von politischen Alternativen zum Sektierertum wieder aktiv zu beteiligen.

Die Interessen der Arbeiterklasse sind keine anderen als die Interessen der Partei !!!

Vorweg: ich möchte meine Geschichte deshalb erzählen, weil ich glaube, daß viele Genossen, die heute noch in Sekten drinstecken, im Grunde dieselbe Entwicklung gemacht haben wie ich, wenn sie aus der Arbeiterklasse kommen. Bei mir war das so, daß ich Autoritätskonflikte hatte, mit Elternhaus, mit den Meistern, mit den Lehrern. Die haben versucht, zu disziplinieren, sei es Haare, Umgang, Leistung etc. Ich hab mich zuerst wie alle individuell dagegen gewehrt – mit Motzertouren, mit dem Versuch, die immer auszutricksen, oder sie lächerlich zu machen, was man halt so drauf hat.

Nach ein, zwei Jahren hab ich dann gemerkt, daß man allein eingemacht wird. Ganz deutlich hab ich noch im Kopf: ich wurde mal reingeholt in die Meisterbude – das war ein ziemlich großer Betrieb mit 50 Lehrlingen in der Werkstatt – und wurde dann von denen ausgezählt. Auf die Tour: deine schulischen Leistungen sind ja ganz gut, aber im Betrieb bringst du überhaupt nichts. So haben die mein Selbstwertgefühl zerstört, ich bin immer ganz geknickt rausgekommen. Bis zu dem Zeitpunkt war ich nicht organisiert, aber dann bin ich – 1968 – ganz bewußt in die Gewerkschaft eingetreten mit der Vorstellung: das ist was, die machen was für uns.

In kleinen Städten war das so, daß man sehr schnell in den Ortsjugendausschuß kommt, unsere Lehrwerkstatt hat schnell den ganzen Ausschuß gestellt. Wir haben dann z. B. dazu mobilisiert, gegen den NPD-Parteitag zu demonstrieren – gegen die Faschisten hatten wir was, soweit waren wir damals schon 1968/69. Oder als das Berufsbildungsgesetz verabschiedet wurde, sind wir zur Demonstration nach Köln gefahren.

Politisch arbeitende Gruppen gab es in unserem kleineren Ort außerhalb der Gewerkschaften nicht, es gab ganz schwach die DKP und natürlich die Sozialdemokraten. Der zweite Betriebsratsvorsitzende wollte mir irgendwann SPD und Jusos schmackhaft machen, aber der war so lahm, das hat mich nicht gepackt. Es gab aber Berührungspunkte zur Studentenbewegung, weil viele aus unserem Bekanntenkreis in Tübingen studierten. Ich hab mit denen aber 1968 noch viel rumgemotzt: Gewalt und so, ihr spinnt wohl, Friede usw. In der Gewerkschaft allerdings hat sich allmählich auch so ein Konflikt herausgebildet. Der erste Bevollmächtigte der Ortsverwaltung hat immer gesagt: die Studenten wollen euch nur vor ihren Karren spannen. Wir haben das nicht so empfunden, das gab Konflikte.

Die verschärften sich, als ich dann in die Jugendarbeit eingestiegen bin, bei der Kirche. Es gab da einen liberalen Pfarrer, der ein „Haus der offenen Tür" gemacht hat, wo wir einen Raum hatten zum Austoben: Kulturveranstaltungen, Theater und all so was. Das entwickelte sich zu einem geistigen Zentrum, dessen Strömung geprägt wurde durch ein paar Lehrlinge, die Politik machen wollten mit Vorstellungen wie: man muß sich informieren. Links waren wir alle irgendwo; mit der Kirche hatten wir überhaupt nichts mehr im Kopf, wir wollten unsere Arbeit lieber nach draußen tragen. Ende 69/Anfang 70 hat sich dann so eine Gruppe für Lehrlingsarbeit gegründet, wir wollten mit Fragebögen die soziale Misere erfassen, und in die Richtung was machen.

Der erste Bevollmächtigte hat das gar nicht so gern gesehen. Für den war Gewerkschaftsarbeit so eine Sitzung, da geht man hin und dann geht man wieder nach Hause. Die anderen Kollegen und ich suchten aber nach den Freiräumen – eben nach unserem Politikverständnis von der Hippie-Mentalität her. Das Thema Ausbeutung war damals noch nicht richtig begriffen, man spürte eigentlich nur den autoritären Druck von oben.

Ich wollte damals aus mehreren Gründen weg aus der Provinz. Alles war mir zu eng, zu autoritär. Aber eigentlich waren es vor allem persönliche Gründe: einmal hat eine gute Bekannte von mir angefangen, in Berlin zu studieren, dann wollte ich nicht zum Bund, und drittens war ich vorher auf einem Seminar der IG-Metall in Berlin gewesen und fand Berlin ganz toll. Ich hatte so eine vage Vorstellung: hier ist alles besser, es gibt klarere Richtlinien und so.

Also hab ich mich nach Berlin vermitteln lassen übers Arbeitsamt. Als ich in Berlin ankam, haben die mich vom Büro des Arbeitsamts zuerst mal in ein Hotel geschickt, Doppelzimmer. Das erste Wochenende hab ich mich erst mal mit meiner Bekannten getroffen. Die hatte gleich einen Termin in der „Roten Zelle Sozialpädagogik" oder so was Verrücktes, da bin ich gleich mitgegangen. Da saß ich dann sechs Stunden lang in einem Raum und hab angehört, was irgendwelche Leute erzählt haben. Die diskutierten damals gerade über die Organisationsfrage: PL/PI und KPD/ML, KPD/AO usw. Ich fand das irgendwie ganz interessant.

Eine Woche lang war ich dann damit beschäftigt, eine Wohnung zu suchen, denn am zweiten Tag im Wohnheim da draußen am Halleschen Tor haben sie mich gleich beklaut. Nach drei, vier Tagen wollte ich gleich wieder abhauen aus Berlin, sagte mir dann aber: man muß durchhalten. Ich ging morgens zur Arbeit, mittags hing ich rum. Ich hab immer versucht, bei der Freundin anzurufen, hab mich ziemlich allein gefühlt und elend.

In dem Betrieb hab ich mich gleich nach der Gewerkschaftsarbeit erkundigt. Man hat mir gesagt: geh doch mal ins Gewerkschafts-

haus. Ich ging halb aus Interesse, halb aus Langeweile zum Jugendsekretär und hab ihm erzählt, wo ich herkomme und was ich da an Gewerkschaftsarbeit gemacht habe. Der fand das nicht so spannend, hat mir aber eine Einladung gegeben für die Veranstaltungen im „Jugendmonat 1970". In der nächsten Woche bin ich schon auf eine Versammlung gegangen, auch weil ich nichts zu tun hatte. Das war in einem Raum im Gewerkschaftshaus, davor haben Leute Flugblätter verteilt, Spartacus, KPD/Aufbauorganisation, auch KB-ML und so was. Davon hab ich alles eingesammelt, war ja weltoffen. Bei der Diskussion saßen oben die offiziellen Gewerkschaftsvertreter, unten so dreißig, vierzig Leute. Dann ging eine Diskussion los über die Lehrlings-Tarifrunde. Da haben irgendwelche Leute 600 Mark Existenzlohn verlangt und andere Leute 60 % vom Facharbeiter-Ecklohn. Von oben haben die dann gesagt: „Wo kommt ihr überhaupt her, was wollt ihr denn hier? Ihr seid doch keine Lehrlinge!" Dieser autoritäre Stil, der mir eh so gestunken hat. Da bin ich aufgestanden und hab einen Beitrag gehalten: mir sei zwar alles unklar, aber eins fände ich Scheiße, wie ihr da von oben redet. Und wenn die da was von 600 Mark sagen, fände ich das ganz gut. Ich wär froh gewesen, wenn ich als Lehrling 600 Mark gehabt hätte.

Irgendeiner neben mir hat dann was von Arbeiterbewegung erzählt und die da oben haben wieder gemeint: mit euch Chaoten ... Das fand ich Scheiße und bin rausgegangen. Und dann kam mir einer hinterher, so ein Typ und hat gefragt, ob ich denn schon irgendwo sei. Nee. Warum nicht? und: sie würden mal gern mit mir reden. Naja, ich hab dem meine Adresse gegeben und der sagte: wir kommen dich mal besuchen.

Irgendwann kamen dann in meinem Wohnheim zwei Typen an, und haben mit mir gequatscht, was ich so mache, sie seien von der KPD/Aufbauorganisation. Hab ihnen erzählt, von Gewerkschaftsjugendarbeit, kirchlicher Jugendarbeit, irgendwie antifaschistisch. Da haben die gefragt: warst ja früher bestimmt in der DKP? Nee, hab ich gesagt. Da hatte ich schon mal irgendwo mitgekriegt, daß die DKP revisionistisch sei, hab also gesagt, da gebe es ja den Vorwurf des Revisionismus, und so wie die DDR würde ich das alles auch nicht so richtig wollen. Das fanden die ganz interessant. Dann haben sie mir ihre Papiere dagelassen, fand ich ganz spannend, daß es da schon was gab, klare Linien und Schulungsgruppen und weiß der Geier was alles. Ob ich denn bereit sei, organisiert zu arbeiten? Na klar! Würde ich schon gern machen, wüßte aber überhaupt nicht was und wie.

Dann gab es ein zweites Gespräch nach einer Woche. In der Zwischenzeit hing ich weiter durch. Man muß schon sagen, das war ganz schrecklich in dem Wohnheim zu zweit, mit so einem Scheißtypen, den man überhaupt nicht gekannt hat, mit dem man über-

haupt nichts zu tun haben wollte. Dann überhaupt diese tristesse, morgens zur Arbeit um sechs, dann wieder zurück, im Winter, alles ziemlich weit. Dann hatte ich auch kein Geld, war mit sechshundert Mark angekommen, hatte nichts, kein Radio, nichts. Irgendwann hab ich mich losgemacht, bin in einen Buchladen gegangen und hab einen Koffer voll linker Sachen gekauft. Dann hab ich angefangen rumzulesen.

Dann kamen die wieder und wir sind in eine Kneipe gegangen. In ihrer Organisation gäbe es ein Jugend-Komitee, die würden das und das machen, schulen über Arbeiterklasse und Partei usw. Als sie fragten, ob ich denn da mitmachen würde, meinte ich: Ja, warum nicht. Dann – heute muß ich drüber lachen – haben die mir erklärt, sie könnten jetzt noch nicht drüber entscheiden, ob ich aufgenommen würde, das würde immer das ZK machen. Aber sie würden mich vorschlagen und sich dafür einsetzen. Ich solle an dem Tag da und da anrufen und dann würde ich einen Termin kriegen. Dann hab ich da angerufen: Ja, es sei entschieden worden – positiv. Da war ich mächtig stolz, kam mir im Moment sehr wichtig vor.

Dann bin ich zu dem Termin gefahren, hab aber die Hausnummer nicht gefunden. Da hab ich natürlich gemeint, die machen mit mir ne Intelligenzprobe, echt naiv wie ich war. Denn ich hatte ja Probleme mit der Numerierung hier in Berlin. Ich hab dann wieder angerufen und gefragt: Mensch, macht ihr mit mir eine Intelligenzprobe? Nee, dann hat der mir das erklärt, daß die Nummern nicht quer laufen sondern im carré!

In der Wohnung saßen fünf Leute, sind mir alle vorgestellt worden. Die haben erklärt: wir schulen jetzt das und das, kauf dir das und das, kauf dir die zwei Bücher. Zum nächsten Termin hab ich dann schon einen Artikel vorausgelesen. Es war gerade die Zeit der Organisatonsfrage, mit „Was tun?" und so. Das war meine erste Berührung mit „Klassikern" überhaupt, ich fand das auch ganz interessant. In den Diskussionen ging es immer um die Auseinandersetzungen mit der PL/PI und da hast du dann so langsam begriffen: das, was die machen ist recht, hat ja Lenin schon gesagt, was die PL/PI macht ist Spontaneismus usw. Wir haben also aus dem Lenin herausgelesen, daß die PL ein falsches Konzept hat. In dem Schulungskreis waren ein Druckerlehrling, zwei kaufmännische Lehrlinge, und ich, und zwei anleitende Kader, das waren beides Studenten.

Irgendwann Anfang Dezember war dann auch eine Demo. So eine richtige Demo, mit Fahnen und zehntausend Leuten. Über Weihnachten bin ich wieder nach Hause geflogen, Koffer voll mit Büchern. Bin da jetzt als Mann von Welt zurückgekommen, der Ahnung hat. Hab dann auch schon aus einer Macher-Rolle heraus irre rumgewirbelt: Initiativ-Gruppen, Emanzipations-Gruppen ein-

gerichtet. Dann haben wir auch Kapital-Schulung gemacht, da hatte ich gerade das erste begriffen aus „Lohnarbeit und Kapital" und hab das dann weitergetragen, kam mir dabei irre wichtig vor, denn die anderen wußten noch weniger als ich. Da waren viele Schüler dabei und da war ich schon ganz stolz, was ich jetzt wußte. Die haben früher immer über „Summerhill" erzählt und ich mußte zuhören; und jetzt umgekehrt – das fand ich irgendwo schon gut. Dann bin ich wieder nach Berlin zurückgekommen, konnte aber nicht mehr im Wohnheim wohnen. Vorher hatte ich mit den „Kadern" darüber diskutiert: ja sie hätten noch ein Zimmer und ich könnte bei ihnen einziehn. Dann haben die ihre Rumpelkammer ausgeräumt und ich hab da zwei, drei Monate verbracht. Im Grunde ganz chaotische Verhältnisse. Aber die haben sich gekümmert, bis ich zum Schluß in einer Wohngemeinschaft untergekommen bin.

Dann kam eine Diskussion; der Betrieb in dem du arbeitest, der ist nicht so wichtig, so ein kleiner Betrieb. Ob ich nicht in den und den anderen Betrieb gehen will. Ich hab gesagt: warum nicht. Und hab dann in dem anderen Betrieb angefangen. Da hatte mir also die Betriebszelle XY einen anderen Arbeitsplatz zugewiesen.

Insgesamt muß ich sagen: ich bin in diese Organisation sehr zufällig reingekommen. Allerdings glaube ich nicht, daß ich mich damals in einer offen gewerkschaftsfeindlichen Gruppe organisiert hätte, in der Gewerkschaft habe ich mich doch stark verwurzelt gefühlt. Aber, wenn mich als erster einer von der KPD/ML angesprochen hätte, hätte ich die Termine mit der KPD/ML gemacht und wäre wahrscheinlich bei denen gelandet.

Die Sachen, die ich selber im Kopf hatte, waren eigentlich nie als feste Positionen drin, es war eben eine Phase, wo ich mich mit irre viel Sachen beschäftigt habe: Freud und Marx, und Abraham dann wieder und Reich, alles ging so durch den Kopf und ich hatte ein Bedürfnis, dieses und jenes zu machen, zu lesen und zu diskutieren. Aber eigentlich war ich nicht in der Lage, einen ernsthaften Standpunkt zu beziehen.

Ich war also sehr unsicher, und wenn Leute ankamen und mir in einem vernünftigen Ton gesagt haben: wir denken darüber so und so, aus einem Weltbild heraus, das man als richtig akzeptiert hat – irgendwo links hat man sich ja gefühlt – dann war es eigentlich immer ein leichtes, meine Ansichten umzustoßen und ich hab dann sehr schnell das angenommen, was die gesagt haben: da habt ihr recht, muß ich drüber nachdenken. Oder: das seh ich auch so wie ihr.

Ich habe also zu diesen Leuten, ausschließlich Studenten, richtiggehend aufgeschaut. Imponiert hat mir an ihnen der Wissensstand, den sie hatten, und den sie auch argumentativ entwickeln konnten. Ich hab immer so das Gefühl gehabt: Mensch, die haben

doch schon viel mitgemacht und viel Erfahrung.

Die Diskussionen waren über Schulungstexte, wir haben also „Lohnarbeit und Kapital" geschult und „Was tun?". Die haben das vorgetragen und einer von den Lehrlingen hatte sich vorbereitet, wichtige Sachen rausgeschrieben, zusammengefaßt. Die wichtigste Frage war: was heißt das für heute? Wir haben das gar nicht als merkwürdig empfunden, daß man von den Klassikertexten was für die aktuelle Lage ableiten wollte und sind nicht auf die Idee gekommen, daß man mal umgekehrt diskutieren könnte, von den wirklichen Erfahrungen her. Das lag auch daran, daß die politische Arbeit in den Betrieben gleich Null war. Höchstens hab ich mal Kollegen eine „Rote Fahne" mitgebracht und gesagt, lies mal das oder das. Aber im Betrieb politisch was darzustellen und zu verändern, das ist gar nicht gelaufen. Es gab einen eindeutigen Schnitt: hier politische Arbeit, da der Betrieb. Im Betrieb hat man gearbeitet und in der Freizeit politische Arbeit gemacht.

Seit ich in dem Großbetrieb war, bin ich parallel organisiert gewesen; einmal in dem Jugendkomitee und zum anderen im Sympathisanten-Zirkel der Betriebszelle. Da ist man dringehockt und hat Sachen diskutiert, im Zirkel der Betriebszelle auch schon ein bißchen konkreter, etwa was auf der letzten Betriebsversammlung los war, über Gewerkschaftsarbeit usw. Irgendwann habe ich mich voll auf den Sympathisanten-Zirkel verlegt, zwei aus meiner Wohngemeinschaft waren in derselben Zelle, wir haben dann ab und zu was zusammen gemacht, etwa in eine Kneipe zusammen gegangen. Aus dieser Arbeit erinnere ich mich nur an einen Konflikt: ich sollte Protokoll schreiben und hab das nicht gemacht – wahrscheinlich war meine Freundin aus Westdeutschland gekommen – da gab es ziemlich Zoff. Von dem leitenden Kader wurde zwar ziemlich vorsichtig gefragt, aber die anderen beiden Sympathisanten haben mich eingemacht. Da war ich sehr geknickt, habe Besserung geschworen, das auch ehrlich als Fehler empfunden. Hinterher haben wir auch gleich Maos „Gegen den Liberalismus" geschult, weil das so schlimm war.

In der Partei ging es für mich ganz zügig weiter. Im Sommer bin ich als Kandidat kooptiert worden durch die Betriebszelle. Aber da ist wieder was Komisches passiert. Gleich beim ersten Termin bin ich nicht erschienen. Ich war draußen am Wannsee, beim Zelten, es war schönes Wetter, und ein Kollege aus meinem Betrieb war mit. Und einer, der aus der Organisation rausgeflogen war, weil er zur Wahl der SEW aufgerufen hatte. Da hatte ich für mich eine Begründung: ja, den Kollegen aus meinem Betrieb kann man nicht mit dem anderen alleine dalassen – wahrscheinlich bin ich auch dageblieben, weil die Sonne so schön geschienen hat. Jedenfalls bin ich zur ersten Sitzung meiner Zelle nicht hingegangen und bin heftig kritisiert worden. Danach ist es dann auch nie mehr pas-

siert, daß ich nicht zu einer Sitzung gekommen bin.

Das war die Zeit, als die KPD/Aufbauorganisation sich in KPD umbenannt hat. Das weiß ich noch ganz genau: ich bin damals furchtbar erschrocken . . . Ich hatte von dieser Entscheidung überhaupt nichts mitgekriegt, die haben irgendwann eben gesagt: wir werden jetzt umbenannt. Ich hab da noch bei der Diskussion meinen Nachbarn gefragt – auch ein Intellektueller, der im Betrieb war – na, wie heißen wir denn jetzt? Der hat mir einen geheimnisvollen Zettel rübergeschoben, da stand drauf: KPD. Da bin ich furchtbar erschrocken, weil ich im Kopf hatte: die KPD ist verboten, das muß jetzt was ganz schlimmes sein, mit Knast und so. Das hab ich da nicht diskutiert, aber als ich nach Hause fuhr, zusammen mit einem anderen frisch-kooptierten Arbeiter, haben wir darüber gesprochen. Auch der meinte, er würde das überhaupt nicht verstehen . . . Ich bin dann aber insgesamt auch darüber hinweggekommen, ohne Diskussion.

Meine inneren Zweifel begannen erst später. Mein heiles Weltbild von der Partei – also: Partei ist ganz was Tolles, und die Genossen auch und alles läuft wunderbar – das hat den ersten Knacks gekriegt auf einer Parteikonferenz. Da sind z. B. Genossen aufgestanden und haben einen ganz Führenden kritisiert: die Zelle X sagt dazu dies und das, und der Genosse darf nicht wiedergewählt werden ins ZK. Ich konnte es zunächst überhaupt nicht fassen, daß es da Kritik gab, das ist dann auch irgendwie abgebogen worden, das ZK hat eine Pause einberufen. Dann hat noch ein Genosse eingegriffen. Der hat den Sozialfaschismus-Begriff angegriffen, man müsse sich überlegen ob man sagen kann: die Gewerkschaftsführung ist immer auf der anderen Seite, die DKP- und SEW-Führung auch immer auf der anderen Seite, usw. . . . Der Genosse war als Kandidat vorgeschlagen (fürs ZK), aber der Vorschlag wurde dann zurückgezogen vom ZK, während es an den Leuten, die „von unten" angegriffen worden waren, festhielt. Die Genossen von der Betriebszelle haben gekuscht, das war für mich das erste Erlebnis, daß nicht alles heil war und das hat sehr lange nachgewirkt. Mich hat zu dem Zeitpunkt vor allem die Tatsache getroffen, daß *überhaupt* Kritik kam, weil ich bis dahin die Vorstellung gehabt hatte: da läuft alles, die Genossen sind sich einig, wir sind uns alle einig, die Wahrheit siegt. Ich hab die ganze Diskussion überhaupt nicht verstanden, aber als auch die höchsten Genossen angegriffen wurden, war ich doch höchst verunsichert.

Nun zum Konflikt zwischen meiner Rolle als Interessenvertreter auch von Kollegen im Betrieb und als Stellvertreter der Partei im Betrieb. Vorweg eins: in meiner alten Heimat war ich im Betrieb immer sehr offen und motzerisch aufgetreten. Das erste, was ich hier gelernt habe war: man muß vorsichtig sein und konspirativ, darf nicht sagen, wozu man gehört. Da hab ich richtig mit der

Angst zu tun gekriegt, bin irre vorsichtig geworden, hab mich ständig sozusagen umgedreht, hab immer gedacht, mir will jemand was. Solange ich Sympathisant war, hab ich im Betrieb überhaupt nichts gemacht, kaum mal ne Diskussion anzufangen gewagt. Dann kam aus heiterem Himmel der Auftrag, bei einer Tarifrunde zu sagen: Prozentforderungen sind spalterisch, für lineare Lohnforderungen! Da hab ich sehr lange mit mir gekämpft. Ich war vielleicht sechs oder neun Monate im Betrieb, hab mir dann aber ein Herz gefaßt – ich hatte ja den Auftrag der Zelle in der Tasche, ich hätte es nicht alleine geschafft – bei einer Betriebsversammlung hochzugehen und meine Forderungen zu sagen. Dann haben die Kollegen geklatscht, die fanden das auch gut, fanden es damals eh gut, wenn überhaupt jemand geredet hat. Eins muß ich noch erklären: in meinem alten Betrieb hatte ich auch mal geredet, als der Jugendvertreter das gleiche Weihnachtsgeld für Lehrlinge wie für alle Arbeiter gefordert hat. Da bin ich – vor 200 Leuten, die Geschäftsführung mit drin – aufgestanden und hab gesagt: das würde ich auch richtig finden, die Lehrlinge hätten eh weniger und sollten jetzt wenigstens zu Weihnachten dasselbe kriegen. Damals hab ich das ganz spontan gemacht, im jetzigen Fall mußte ich dagegen echt getrieben werden.

Bei der zweiten Betriebsversammlung mußte ich dann auch wieder hoch und irgendwas erzählen. Dann gab es einen Fall, daß ausländische Kollegen sich an mich gewandt haben, die hatten irgendwelche Verträge unterschrieben, vermögenswirksames Zeug, aus denen sie wieder rauswollten. Da bin ich zur Gewerkschaft hingerannt und die haben uns Rechtshilfe gegeben. Dann bin ich zu den Kollegen zurück und hab gesagt: jetzt müßt ihr auch in die Gewerkschaft rein, wenn die euch helfen. Da sind die zu sieben Mann in die Gewerkschaft rein.

Dann haben wir plötzlich in die Richtung überlegt: Positionen erobern. Da kamen wir auf die richtige Idee: ausländische Kollegen als Vertrauensleute. Da hab ich Unterschriftensammlungen gemacht und die Unterschriften dem Vertrauensleutekörper weitergegeben. Der hat nie was gemacht und auf der nächsten Betriebsversammlung hab ich ihn deswegen angegriffen. Da wurde ich mit der Zeit bekannt, als links oder rot identifizierbar, ohne aber zu einer Organisation gezählt zu werden.

So entwickelte sich bei mir das Gefühl: die Zelle macht was, und ich konnte mit meiner Erfahrung was einbringen. Der nächste Schritt war die Überlegung: meine Abteilung hatte keinen Vertrauensmann, das wird jetzt aufgeknackt. Auf der nächsten Betriebsversammlung bin ich sehr gut aufgetreten, hatte mich gut vorbereitet über die Probleme unserer Abteilung. Da ging etwa ein Tor nicht richtig zu und es zog, und wenn ein Lastwagen reinfuhr, fiel die Temperatur von 20 auf 12 Grad. Das habe ich erzählt, nachdem

die Geschäftsleitung vorgebracht hatte, der Krankenstand sei so hoch. Da habe ich gesagt, das sei eine „glatte Unverschämtheit", uns vorzuwerfen, wir würden krankfeiern, wenn man wüßte, was da hinten in der Halle los ist. Das ganze knallhart formuliert und relativ spontan. Man muß bedenken: ich war gerade ein Jahr im Betrieb und hab da die Geschäftsleiter als „unverschämt" angemacht, und das hat irre gezogen, viel Beifall von den Kollegen. Als die Versammlung auseinanderging hab ich den Betriebsrat von meiner Abteilung angehauen und gesagt: wir haben keinen Vertrauensmann, die Kollegen meckern schon, kümmere dich mal ein bißchen um die Abteilung, willst ja auch wiedergewählt werden. Mach doch mal 'ne Abteilungsversammlung! Der hat dann die Abteilung zusammengeholt (30 Mann) und der Betriebsrat hat argumentiert, man brauche einen Vertrauensmann, habt ihr Vorschläge? Da hat mich ein Kollege vorgeschlagen, dann gab es eine Abstimmung per Akklamation und ich war gewählt. Da war ich also Vertrauensmann – dachte ich. Denn nach zwei Tagen kam der Bumerang: die Vertrauenskörperleitung hat die Wahl nicht anerkannt, weil sie meinten, Rote, also Kommunisten, dürfen da nicht rein.

Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl: die Organisation hilft was, es geht voran!

Dann war die Betriebsratswahl. Obwohl ich zu dieser Wahl vorgeschlagen wurde vom Vertrauensmann der anderen Schicht, bin ich vom Vertrauensleutekörper abgelehnt worden. Aber der Betriebsratsvorsitzende hat sich stark gemacht, daß ich auf die Liste komme – ganz deutlich aus Angst vor einer zweiten, einer Oppositions-Liste. Da bin ich doch noch als einziger Kandidat aus den Reihen der Kollegen auf die Liste gekommen. Aber die rechten Betriebsräte haben sich gedacht: naja, der wird vielleicht 100 Stimmen kriegen. Nach der Wahl gab es dann aber lange Gesichter, weil ich auf Anhieb als Betriebsrat gewählt war!

Ich habe diese Erfolge in erster Linie als Erfolg der Partei empfunden, aufgrund der „Anleitung" durch die Betriebszelle usw. Ich hatte natürlich auch selbstsüchtige Dünkel, etwa: ich bin ja vielleicht doch besser als die anderen, in den anderen Betrieben klappt es nicht so gut. So ein Konkurrenzdenken war schon drin, aber in der Hauptsache dachte ich: die Partei macht das. Dabei habe ich gar nicht als KPD-Mitglied im Betrieb diskutiert, hatte nach wie vor die Angst im Rücken, als KPD-Mitglied entlarvt und rausgeschmissen zu werden. Flugblätter der Partei hab ich aber immer mit reingenommen, auch demonstrativ gelesen und mit den Kollegen drüber gesprochen. Ich fand diese Flugblätter von meinem damaligen Wissenstand her auch ganz gut. Ich hatte nur das Problem mit dem Schluß, wo immer stand: wir fordern. . . . Ich fand das zwar auch richtig, am Schluß immer was zu fordern, aber ich wußte nicht, ob dies gerade die richtige Linie sein kann: wir sind für eine

Mark mehr in der Stunde und für die Weltrevolution! Wir hatten damals in unserem Betrieb relativ viele konkrete Probleme, so daß wir nicht immer nur propagieren mußten: das Scheißhaus ist drekkig, deswegen Revolution! Das was bei uns konkret drin stand war eigentlich auch immer im Betrieb vertretbar. Die Genossen von außerhalb neigten zwar dazu, uns immer die allgemeinsten Allgemeinheiten in die Texte reinzubringen, da gab es dann aber auch die Konflikte.

Ganz deutlich sichtbar war das bei der Arbeitsniederlegung für die sozialliberale Koalition beim Mißtrauensvotum gegen Brandt. Da stand in unserem Textentwurf die Behauptung: im Grunde ist das eine fortschrittliche Bewegung, daß die Kollegen politisch überhaupt was tun, politisch streiken, wenn man so will – aber natürlich stehen die Sozialdemokraten an der Spitze und benützen das, um Illusionen zu schüren. Das Ding ist dann auf der Treppe von einem ZK-Mitglied konfisziert worden, der hat den Umbruch wieder auseinandergerissen und was ideologisch „Richtiges" reingeschrieben. Da gab es hinterher eine Diskussion, da war ich wieder zu unsicher, um Position zu beziehen. Jedenfalls war das so eine Situation, wo die Zensur von oben eingriff.

Parallel zu dieser Entwicklung im Betrieb – zum Vertrauensmann und Betriebsrat – ging meine Entwicklung in der Partei vom Mitglied zum Org-Leiter der Zelle. Schließlich bin ich in die Stadtteilleitung kooptiert worden. Dort mußte ich mich um viele Dinge kümmern, da war ich dann sehr unter Streß.

Ich habe damals argumentiert: ich schaff das alles nicht. Ich kann nicht in der Zellenleitung und zugleich in der Stadtteilleitung sein und noch eine gute Betriebsratsarbeit machen, eins von drei wird in die Hosen gehen. Und: linke Betriebsräte zeichnen sich nicht dadurch aus, daß sie linke Sprüche klopfen, sie müssen ihr Handwerkszeug verstehen und das muß ich alles erst lernen, deswegen muß ich aus der Stadtteilleitung raus.

In der Diskussion darüber argumentierten die Genossen vom RK (Regional-Komitee), der Widerspruch zwischen Betrieb und Partei, den ich aufzeige, sei falsch. Die Partei habe nämlich keine anderen Interessen als die Arbeiterklasse usw., man müsse beides machen, das sei alles lösbar. Ich hab darauf beharrt: ich schaff das nicht. Schließlich endete die Diskussion mit dem Ergebnis: zwar ist deine Position falsch, aber das ist auch der Grund, warum du nicht mehr in der Stadtteilleitung sein kannst. Genossen mit solchen ideologischen Schwächen und Fehlern könnten nicht so eine verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen. Ich bin also mit einem lachenden und einem weinenden Auge rausgekommen. Ich hatte mein Ziel erreicht, aber ideologisch war ich jetzt als Opportunist und „rechts" festgenagelt.

Das war die Phase, als irre rumgewirbelt wurde, zwei Demonstra-

tionen pro Woche, da 'ne Veranstaltung und dort 'ne Kampagne. Ich hab damals immer zu mir gesagt: so geht das nicht weiter. Ich bin ständig von einem Termin zum anderen gerannt, hab kaum noch geschlafen. Kann man sich ja vorstellen, wenn die Termine bis um 24 Uhr gehen und ich muß um 5 Uhr wieder raus, weil ich ab 6 arbeite. Da war ich also irre unzufrieden und dann hab ich mal auf einer regionalen Mitgliederversammlung gesagt: der Arbeitsstil ist furchtbar, so geht das nicht, wir müssen uns konzentrieren. Da hatte ich zufällig vorher bei Lenin den Artikel gelesen: „Lieber weniger, aber besser!" Das hab ich als ein Zitat in den Raum geschleudert, auch um mich zu legitimieren, um zu sagen: das ist nicht auf meinem Mist gewachsen, weil ich ein Rechter bin, sondern das hat schon ein ganz anderer erkannt! Da ist dann einer aufgestanden und hat mit dem Klavierspieler argumentiert, man könnte doch nicht nur mit einem Finger Klavier spielen, das sei doch eine schreckliche Melodie, man müsse mit zehn Finger spielen, den Kampf an allen Fronten führen (nach Mao), so ging es weiter . . . Ich war völlig unzufrieden und bestand auf meiner Überlastung. Ich fing nämlich damals erst ernsthaft an, Betriebsarbeit zu machen, mich um die Kollegen zu kümmern. Und da war mir plötzlich alles, was wir dafür machten, zu wenig und die vielen Kampagnen, die uns davon ablenkten, zu viel.

Dann gab es allerdings auch wieder die Momente, wo man das Gefühl hatte: das liegt doch nur an mir, weil ich mich nicht voll einbringen will. Drüben in Westdeutschland gehts weiter, ständig neue Zellen, neue Regionalkomitees, nur wir treten auf der Stelle. Das hing auch damit zusammen, daß es kaum einen Gedankenaustausch mit anderen Genossen gab. Das war in meinem Kopf gleich Fraktionsbildung, und das war ja unmoralisch, darf es nicht geben in der Organisation. Es gab in unserer Zelle die Situation, daß noch einer und ich den „rechten Block" gebildet haben und so zwei Intellektuelle immer linksradikale Positionen eingenommen haben – das waren Leute, die mit dem Betrieb gar nichts zu tun hatten, außer ab und zu Flugblätter verteilen. Wir hatten uns ständig in den Haaren, das wurde aber immer auch als persönliche Kontroverse empfunden. Dann waren die zwei Genossinnen auch noch in der Stadtteilleitung und haben dort immer die Zellendiskussion nochmal geführt und in ihren Protokollen festgestellt: die Genossen X und Y weichen ab von der richtigen Linie. Haben uns also immer verurteilt. Worauf es dann auf der nächsten Zellensitzung wieder Zoff gab.

Irgendwann war ich dann mit meiner Gesundheit am Ende, mußte also zum Arzt. Der hat mich geröntgt und stellte fest: ich hatte Magengeschwüre. Das war für mich die Bestätigung: so geht es nicht weiter.

Aber man hat mir nur gesagt, ich solle mich nicht so anstellen,

ich sei ne Mimose. Da hab ich meine Röntgenbilder wieder eingepackt und bin nach Hause gefahren. Die Magengeschwüre hab ich vier mal hintereinander gehabt im Abstand von vier-fünf Monaten. Aber jetzt gab es eine ständige Diskussion über Arbeitsstil, Überlastung, Kampagnen usw. Das war die Phase, wo ich als Rechter festgenagelt wurde und wo ich energischer um meine Position gestritten habe.

Beispiel: der allererste RGO-Kongreß, wo ich das vorgelegte Papier problematisch gefunden hatte. Darüber hab ich mit einem ZK-Mitglied gesprochen, den ich auf der Treppe ansprach: Mensch, ich hab da Probleme. Sagte der: Nachher ist doch eine Diskussion, da kannst du deine Kritik einbringen. Mach das mal ruhig. Bei der Diskussion hab ich mich gemeldet und gemeint: mit dem, was ihr euch vorgestellt habt, kommen wir überhaupt nicht weiter. Ihr könnt doch nicht von den Kollegen verlangen, daß sie das System revolutionär zerschlagen wollen, zwischen einer Gewerkschaft und kommunistischer Politik gibt es doch einen Unterschied, usw. Da ist oben wieder einer aufgestanden und hat gesagt: die Kommunisten haben keine anderen Interessen als die Arbeiterklasse, das Kampfprogramm der Roten Gewerkschafts-Opposition wird das Kampfprogramm der Betriebszellen sein, was ich gesagt hätte, sei die rechte Position. Da war ich erstmal geknickt, hab mich aber doch noch mal getraut was dagegen zu sagen. Ich bin aber wieder abgekanzelt worden und hatte endgültig meinen Ruf als Rechter weg.

Ich war aber selber noch durchaus schwankend. Ich hatte ja keine prinzipielle Kritik an der RGO-Politik, war auch gegen „Gewerkschaftsbonzen". Die Widersprüche, das war für mich ganz wesentlich, haben sich erst an den sinnlichen Erfahrungen entzündet, die ich gemacht habe. Ich mußte eben erst auf der Nase liegen mit Magengeschwüren, bevor ich gemerkt habe: so können wir nicht arbeiten, oder wenigstens: ich kann es nicht. Und ebenso mühsam lernen, daß die RGO-Linie unvereinbar war mit meinen Erfahrungen im Betrieb.

Zur Metalltarifrunde haben die immer Kampfausschüsse gebildet, zusammen mit anderen linken Gruppen. 1973 hab ich gesagt: was soll das, so abgehobene Dinger, damit können wir gar nichts ausrichten. Antwort: doch, im Zirkular steht es, von oben kam's. Also haben wir wieder einen Kampfausschuß gebildet: Einladungen mit tollen Briefen, Flugblätter usw. Dann saßen wir ganz alleine da, keiner war gekommen. An solchen Punkten lief die Kritik, ich war kein großer Diskutant, um theoretische Positionen. Hab da nur meine Erfahrungen angeführt und immer sehr konkret diskutiert.

Als der einzige Kader, der wirklich im Betrieb war, habe ich sowieso die Betriebspolitik gemacht, die ich für richtig gehalten ha-

be. Ich war der Kontrolle entzogen und konnte meine Linie gut durchsetzen, einfach mit Sachzwängen. Die Probleme gab es vor allem mit den Kampagnen außerhalb. Ich war es irgendwann einfach leid, immer auf der Straße rumzulatschen, zu demonstrieren, Parolen zu rufen, auf eine Großveranstaltung zu gehen. Ich wollte lieber die Erfahrungen aufarbeiten, die für mich als Funktionsträger im Betrieb wichtig waren, um handfest linke Betriebspolitik zu machen. Ich mußte auch lange drängen bis es endlich mal Schulungsversuche gegeben hat über das Betriebsverfassungsgesetz. Das ging aber aus wie das Hornberger Schießen, die Hälfte der Genossen kam nicht, die andere Hälfte zu spät, der Referent hatte sich nicht vorbereitet. Nach zwei Anläufen war Schluß, obwohl es damals dreißig oder vierzig Funktionsträger unserer Organisation in den Betrieben gab.

Auch die Gewerkschafts-Kommission, die aufarbeiten sollte: Richtlinien für die Vertrauensleute-Arbeit, Zustand der Gewerkschaften usw., hat nur ein Mal getagt. Beim zweiten Mal war gerade die Kampagne „Freiheit für Horst Mahler". Da hatten die Spontis eine Kampagne gemacht und die KPD auch eine, und natürlich mußten alle KPD-Genossen wieder auf die Demo, um mehr zu sein als die Spontis. Ich hab damals gesagt: wir gehen nicht demonstrieren, wir machen heute Gewerkschafts-Kommission. Die Genossen sind aber weggelaufen zur Demo, das sei wichtiger, im RK-Protokolle stehe: alle müssen hin. Da bin ich nach Hause gegangen, weil ich stinksauer war. Dafür bin ich scharf kritisiert worden, ich wüßte wohl nicht, was im Augenblick das Wichtigste sei, alles andere müsse hintangestellt werden. Damit war die Gewerkschafts-Kommission auch gestorben, danach gabs nämlich nichts mehr.

Ich hab dann meine Kritik an dieser Wirbelei auf den Punkt gebracht: die Genossen benehmen sich so, als ob die Revolution in drei Jahren wäre, aber ich will in zehn Jahren auch noch leben und nicht irgendwo als Krüppel rumhängen. Meine Kritik an diesem Arbeitsstil entwickelte sich aber nur ganz langsam und es gab immer wieder Rückfälle. Wenn irgendwelche Sachen besonders gut waren und toll und erfolgreich – was ich dann in der Presse oder im Zirkular vom ZK oder sonstwo gelesen hab – das hat einen wieder stark aufgebaut, da war man wieder auf Linie. Oder als der Staatsapparat auf uns so losgekloppt hat, da habe ich dann wieder irre rumgewirbelt, meine ganzen Zweifel, die ich hatte, zurückgestellt: Flugblätter verteilt, Unterschriften gesammelt, nach Dortmund gefahren, gegen Breschnew demonstriert, all das. Als Bestätigung wirkten auch die kleinen Erfolgserlebnisse im Betrieb: Geldsammlungen, Unterschriftensammlungen. Nach dem vierten Magengeschwür hab ich aber endgültig gesagt: Nee, jetzt gehts nicht mehr. Schluß. Da bin ich hingegangen und hab gesagt: ich hab keine Lust mehr, ich steig aus. Da waren sie natürlich alle sehr ent-

setzt. Es gab Gespräche mit dem RK, da haben die mich erst mal gefragt: was sind denn deine Eltern? Vater ist Chemiearbeiter, Mutter Näherin. Also aus einer proletarischen Familie? Jaja, das stimmt schon. Da hat einer gesagt: Mensch, wenn du jetzt aussteigst, verrätst du ja deine eigene Klasse, die eigenen Eltern! Das hat zwar Schuldgefühle bei mir aufgebaut, aber ich hab gesagt: na und, ich mach nichts mehr! Dann hat sich doch noch ein Gespräch entwikkelt, wo gesagt wurde: man könne ja manches einsehen, es sei halt eine schwierige Situation, die Aufbauphase. Da muß gekämpft werden und das macht man nicht, indem man rausgeht, du mußt in unseren Reihen bleiben . . . Das hab ich wieder eingesehen. Also bin ich nur suspendiert worden, ging auch wieder zu einer Sitzung in der Zelle.

Dann ging ich in Urlaub. In der Zeit hat sich meine Zelle überlegt, wie sie mich wieder auf Linie kriegen. Zum Beispiel haben sie gesagt: du wirst als Org-leiter abgelöst. Ja, o. k. kann man einsehen. – Du verlierst den Mitglieder-Status, wirst also wieder Kandidat. Ja, hab ich gesagt, wer Fehler macht . . . ist schon klar. Dann kam der Punkt, an dem wir uns in die Haare gekriegt haben: Die haben gesagt: du gehst jetzt aus deiner Abteilung raus in eine andere Abteilung, wo du nicht mehr Schicht arbeiten mußt. Dann bist du nicht immer wieder eine ganze Woche draußen. Das sei für mich immer so eine gute Gelegenheit, mich abzuseilen und was anderes zu machen. Ich müsse jetzt einfach mehr für die Partei arbeiten, das würde auch meine Klarheit stärken, usw. Da hab ich gesagt, das mach ich nicht. Wenn ich jetzt rausgehe aus der Abteilung, kann ich gleich aus dem ganzen Betrieb raus, in der Abteilung bin ich verankert, damit steht und fällt meine Arbeit. Da haben die gesagt: das ist schon klar, daß wir da in der betrieblichen Arbeit einen Schritt zurück machen, aber es geht jetzt zunächst mal um dich, daß du politisch wieder auf Linie kommst. Als ich meinte, außerdem hätte ich keine Lust, auf die 100 Mark Schichtzulage zu verzichten, haben sie natürlich gleich gesagt: von wegen revolutionär, wegen 100 Mark. Haben mich also damit in die Pfanne gehauen. Und zum Schluß ist die Frage gestellt worden: entweder erkennst du unsere Forderungen bedingungslos an oder du hast hier keinen Platz mehr. Da hab ich gesagt: bedingungslos gibt's überhaupt nicht.

Dann wurde abgestimmt über meinen Ausschluß. Ich dagegen, zwei dafür. Die andern beiden waren Intellektuelle. Da hatten sich also die Intellektuellen durchgesetzt und ich war draußen.

Das war für mich ein harter Schlag aus zwei Gründen. Erstens war das wieder ein Anlaß, über das eigene Abweichen von der „richtigen" Linie nachzugrübeln. Das zweite, auch ganz wichtig: die kritischen Genossen in der Organisation waren völlig vereinzelt, sind auch einzeln rausgeschmissen worden. Für mich war also der Punkt

der: wenn du aussteigst, mußt du dir einen ganz neuen Freundeskreis suchen, davor hatte ich Angst. Dann wohnte ich auch in einer Wohnung zusammen mit zwei anderen aus der Organisation, noch ein kleiner Hemmschuh. Das war wichtig vom persönlichen Empfinden her, und politisch, muß ich sagen, war einfach keine Alternative da. Ich hätte nicht gewußt, wohin sonst. Die Alternative zu „aus der KPD raus" war: „Nichts mehr machen." Und vor diesem „Nichts mehr machen" bin ich eben zurückgeschreckt, weil ich diesen moralischen Anspruch hatte, ein politischer Mensch, ein Kommunist zu sein. Es gab keine Leute, die mir hätten sagen können: Hör mal, das und das und das ist falsch bei denen, bei uns machen wir das so. Als Alternative gab es da eben KPD/ML, und die kannte ich, die war mir nicht sympathischer. SEW kam nicht in Frage, und ganz dunkel hatte ich das Gefühl: da raus und in eine andere Organisation rein, das ist bestimmt dieselbe Scheiße.

Ich hab auch sehr lange gebraucht, um überhaupt zu einem anderen Politik-Verständnis zu kommen. Ich war also noch länger als ein Jahr loyal zur Partei, hab zwar nirgendwo mehr mitgearbeitet, aber nach wie vor Unterschriften gegeben, Veranstaltungen besucht, Berichte und Artikel geschrieben. Das hat sehr, sehr lange gedauert, bis ich mich endgültig gelöst habe. Der Knackpunkt war dann eigentlich Portugal, wo ich ganz begeistert war von der April-Bewegung dort. Faschismus tot! Und dann kommen plötzlich Leute an und sagen: Hauptgefahr Sozialfaschismus. Das hab ich überhaupt nicht mehr verstanden. Das hab ich im Urlaub mit einem Koffer voll Bücher aufgearbeitet und kam drauf: das kanns wirklich nicht sein. Das hat mir dann vor mir selber möglich gemacht, zu sagen: das ist falsch, was ihr hier macht. Von da ab war es mir auch möglich, mich politisch zu trennen ohne dieses schlechte Gewissen, das ich die ganze Zeit gehabt hatte. Dieses schlechte Gewissen: die anderen Genossen arbeiten und du ziehst dich zurück, schleppte ich über ein Jahr mit. Aber als ich das dann ideologisch festmachen konnte, daß die Linie falsch ist, da hab ich mich auch ideologisch getrennt und was anderes gemacht.

Erst später habe ich auch gemerkt, daß die Organisation für mein persönliches Leben nichts gebracht hat. Am Anfang hatte ich mir immer gedacht: Genossen sind eigentlich sehr viel mehr, etwas wertvolleres als nur einfach Freunde. Weil die Verbindung sehr viel tiefer ist durch das gemeinsame politische Ziel. Eine Beziehung zu einer Frau konnte ich mir z. B. nur innerhalb einer gemeinsam politischen Aufgabe vorstellen, das hatte ich im Kopf und fand es auch positiv. Diese Gefühle wurden dadurch bestätigt, daß sich Genossen um mich gekümmert haben als ich so relativ hilflos dastand, und umgekehrt als ich versucht habe, anderen Genossen zu helfen, Höhepunkte wie 1. Mai und große Demos haben das noch bestärkt, man kam sich stark vor, da war irgendwie so ein Gefühl der Glück-

seligkeit schon da.

Im nachhinein muß ich aber sagen, daß das im Grunde genommen furchtbar war. Die Genossen, mit denen ich zusammen war: das war wirklich x-beliebig. Mit einem großen Teil habe ich mich überhaupt nicht mehr verstanden, wir haben uns ständig bekriegt, weil wir uns persönlich unsympathisch waren. Wir haben uns eigentlich auch nie gekannt. In den Betriebszellen wurde halt irgendjemand reinkooptiert, beim nächsten Termin stand er da und erzählte: ich bin der und der, ich war im KSV oder sonstwo, aber mehr auch nicht. Man hat praktisch überhaupt nicht gewußt, was für eine Person das ist. Durch meine Betriebszelle wurden etwa in den drei Jahren, die ich erlebt habe, zwei Dutzend Genossen durchgeschleust. Die kamen von außen und verschwanden wieder – auch in andere Regionen. Es ging immer kunterbunt zu. Die Organisation hat also definiert, mit wem du zusammenarbeitest und nicht die Erfahrung, mit wem kannst du am besten zusammenarbeiten. Das hab ich damals schon als Schwierigkeit gefühlt, daß Leute, die mir persönlich überhaupt nichts gesagt haben, mit denen mußte ich zusammenhängen, weil sie in die Betreibszelle delegiert waren. Das habe ich aber auch immer verdrängt und gedacht, es liege an mir, wenn ich die nicht leiden kann, politische Aufgaben und Gemeinsamkeiten müßten eigentlich stärker sein, das sei nur quer in meinem Kopf drin.

Genauso formal hab ich die Beziehungen erlebt zu Frauen. Da möchte ich zwei Geschichten erzählen. Die eine war die, daß ich eine Frau aus meiner Heimatstadt schon von früher her gekannt habe und wir uns auch ganz gern gemocht haben. Wir haben uns weiter besucht, haben Briefe geschrieben, da entwickelte sich also eine Zweier-Beziehung. Dann kam dann aber ein Typ vom Zentralbüro ins Dorf und dann war sie mit dem zusammen, hat mir die Freundschaft aufgekündigt. Obwohl mich das sehr beschäftigt hat, hab ich es wieder mit Arbeit totgeschlagen. Dann hat sich aber wieder was entwickelt. Ich hatte immer das Gefühl, mit ihr möchte ich zusammen sein. Heute ist mir klar, daß ich mich da selber vergewaltigt habe, und sie sich genauso. Wir haben immer gesagt, man müßte doch zusammen leben, aber das geht nicht, die Parteifunktionen erlauben es nicht. Also schon selber haben wir diese Sperre dringehabt. Das war ganz schlimm, und sie hat es dann völlig unreflektiert gelöst auf die Weise, daß sie einfach aus dem Urlaub nicht mehr zurückgekommen ist. Hat gekündigt, ist weggefahren und hat keinem Bescheid gesagt, einfach verschwunden in eine andere Stadt. Sie wurde dann ausgeschlossen, das war von ihr ein Fluchtversuch, wobei ich damals nicht verstanden habe, warum und wieso.

Die zweite Beziehung war mit einer Genossin, die in derselben Betriebszelle war. Die ist aus einer langfristigen Beziehung raus und

war sehr allein. Ich hab sie eigentlich immer sehr gern gemocht – als wir zusammen waren, war ich auch ganz glücklich. Das ganze war aber sehr begrenzt und formal. Denn wir konnten uns nur ein Mal in der Zellensitzung sehen und nur samstags nacht nach ihren Terminen zusammen sein bis Sonntag früh neun, da hatten wir wieder beide Termine. Das lief eine ganze Zeitlang so, von meiner Seite mit der Rechtfertigung: politische Arbeit verbindet, eigentlich braucht es diese emotionale Beziehung nicht. Wir hatten also praktisch nur eine gemeinsame Sexualität. Aber da kam es dann so: zwischen Weihnachten und Neujahr hatten wir endlich mal Zeit. Da haben wir uns drei Tage lang eingeschlossen und da brach es dann raus. Da haben wir dann plötzlich die Macken gemerkt, vor allem meine Macken, ich kann da ein Beispiel erzählen. Sie lag auf dem Bett, hatte Beethoven aufgelegt und ein Buch gelesen und ich kam zurück ins Zimmer und hab gesagt: so ne Scheißmusik! Und hab die Platte runtergenommen und was anderes aufgelegt. Darauf ist sie wortlos aufgestanden und rausgegangen. Weil ich das nicht verstanden habe, war ich selber tödlich verletzt. Nach einer halben Stunde kam sie dann an und sagte: hör mal, sowas kannst du doch nicht machen. Das hab ich dann auch eingesehen, war tief betrübt. Sowas wäre aber überhaupt nicht passiert, wenn wir uns richtig gekannt hätten. Die andere Geschichte war die, daß sie mal beim Abwaschen keinen Schwamm benutzt hat, sondern das mit der Hand gemacht hat. Und ich hab gesagt: nee, sowas hat man noch nicht gesehen! Und sie hat wieder so reagiert, daß sie was hingeschmissen hat. Wir haben uns also praktisch überhaupt nicht gekannt.

Dann gab es die Situation, daß ein anderer Genosse aus der Zelle ankam und mir gesagt hat: du, ich finde sie auch nett und möchte mit ihr zusammen sein und was meinst denn du dazu. Ich war da irgendwie erschlagen. Wußte auch gar nichts zu sagen, hab nur gemeint: das wird sie ja entscheiden, was sie will. Ich war dann auch ganz happy, daß sie mit mir nach Hause gegangen ist und nicht mit ihm. Dann gab es aber doch eine Parallelbeziehung und das ging mir sehr an die Nieren. Nach zwei Monaten gab es wieder eine Diskussion. Da war aber bereits absehbar, daß der andere nach Köln versetzt wird. Das hatte zwar nichts mit unserem persönlichen Konflikt zu tun. Aber ich wußte es und hab mir sagen können: die vier Wochen hältst du auch noch aus. Sonst hätte ich bestimmt in der Zelle durchgedreht, weil das irre schwierig war, die ganzen Konflikte mit der Arbeitsüberlastung und dann noch die persönlichen Probleme!

Dieses Verhältnis ging ein knappes Jahr und endete an dem Punkt, als sie aus der Arbeit ausgeschieden ist und die Partei verlassen hat. Sie hat sich zugleich aus dem Verhältnis zurückgezogen, hatte aber schon vorher gemeint, daß sie nicht so viel in unsere Be-

ziehung investiert hat. Für sie wäre gar nicht klar gewesen, welche Bedürfnisse sie da gehabt hätte, die Beziehung hatte sie auch nicht glücklich gemacht. Ich hatte eigentlich das gleiche Gefühl, ich hatte doch immer den Bruch sehr empfunden zwischen unserer sexuellen Beziehung und dem gemeinsamen politischen Arbeiten, daß also eigentlich eine richtige emotionale Beziehung zwischen uns nicht da war. Wir sind dann auseinandergegangen, ohne groß böse aufeinander zu sein. Und heute bin ich ganz froh, daß wir uns gut vertragen und gut miteinander sprechen können.

Nachbemerkung

Nachdem ich die Abschrift meines Berichtes nochmal durchgesehen habe, erscheinen mir einige Anmerkungen notwendig.

Auf den vorliegenden Seiten habe ich sehr spontan einen Teil meiner eigenen Entwicklung geschildert. Diese ist jedoch mit meinem Raußschmiss aus der KPD und meiner Abwendung von der ML-Ideologie nicht zu Ende, sondern geht weiter und zwar durchaus widersprüchlich.

Dem Leser mag nach der Lektüre das Bild eines jungen, naiven Arbeiters vor Augen stehen, der lange von studentischen „Berufsrevolutionären" genasführt wurde. Dazu muß noch einiges gesagt werden.

Ich bin sehr zufällig an die KPD/AO herangeraten. Kaum über eigene Erfahrungen verfügend, war ich natürlich sehr leicht von anderen Genossen zu beeinflussen. So begann ich, die Welt durch die Linse der Organisation zu betrachten, die Realität nach deren Strickmuster zu interpretieren.

Auch ich glaubte nach meiner jahrelangen Prägung in der KPD daran, daß die richtige Linie das wichtigste in der Politik sei. Wie für die andern Genossen stellte sich für mich Politik so dar, daß wir auf Flugblättern, Transparenten und Sprechchören die „richtigen Parolen" drauf haben mußten. Ob eine Aktion gut oder schlecht war, wurde an der Zahl der verteilten Flugblätter, verkauften RFs, an der Zahl der Teilnehmer auf einer Demonstration oder an den „neugewonnenen Genossen" festgemacht. Immer stand die Frage im Zentrum, was für die Organisation herausgesprungen sei. Und im Hintergrund stand die Frage „Sind wir der Revolution einen Schritt näher gekommen?"

Hinter diesen Fragen verschwanden dann die Bemühungen, konkrete Veränderungen zu erreichen, Reformen zu erzwingen, eben eine reale sozialistische Politik zu machen.

Ich für meinen Teil bin jedenfalls zu der Ansicht gelangt, daß wir von dem „richtige-Linie-Trip" runterkommen müssen. An die Stelle der richtigen Parolen hat die rebellische Kleinarbeit, das

Sammeln von Erfahrungen und der Kampf gegen die Sektirerei (und zwar jeglicher Couleur) zu treten.

Mir sind die Genossen suspekt, die nur in einem kleinen Bereich tatsächlich arbeiten – sei es im Betrieb, im Stadtteil oder an der Uni – aber bei jeder sich bietenden Gelegenheit den rechten Weg bis hin zur Weltrevolution aufzuzeigen vermögen – in meinen Augen sind das richtige Salon-Marxisten-Leninisten.

Wir müssen uns wieder in Bescheidenheit üben, unsere gegenwärtigen Schwächen erkennen. Wir sind zahlenmäßig schwach, arbeiten in den verschiedenen Bereichen isoliert voneinander und sind durch die Sektiererei in verschiedene Lager zersplittert.

Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis eine tatsächliche sozialistische Bewegung entsteht und bis sich in der Linken die Ansicht durchgesetzt hat hat, daß der revolutionäre Schwätzer nur ein Papiertiger ist.

Zum Glück gibt es Ansätze, die auf eine Veränderung dieses Zustands hoffen lassen. So haben wir, die unorganisierten und die nicht-sektiererischen Linken, in der Vorbereitung des diesjährigen 1. Mai gezeigt, daß wir miteinander können und daß wir eine ernstzunehmende Kraft sind.

Am Schluß noch einige Worte zur KPD. Mein Verhältnis zu dieser Organisation ist mittlerweile unter Null abgekühlt, obwohl mir eine ganze Reihe von KPD-Genossen/innen immer noch sympathisch sind. Grund dafür ist zum einen das wüste Auftreten dieser Leute in den Sitzungen der Mai-Initiative, wo sie uns mit ihrem penetranten Gerede über „Sozialimperialismus" ganz schön den Nerv töteten, zum anderen aber eine Denunziations-Kampagne, die sie gegen mich gestartet haben. In der Betriebszeitung, die sie vor unserer Fabrik verteilen, war neulich zu lesen: „Kollege . . ., dafür haben wir dich nicht gewählt." Da wird mir zu „lasches Auftreten" vorgeworfen und dann werde ich gleich mit dem SEW-Chef Danelius in einem Topf verrührt.

Wenig später veröffentlichte der KSV ein Flugblatt zur Auseinandersetzung in der Mai-Initiative, in dem es heißt: „den Gipfel erklomm der Reaktionär . . . Betriebsrat bei . . ., der damit gute Arbeit für den Verfassungsschutz leistete". Diese Anpinkeleien haben mich nicht sehr getroffen, sie haben mich im Gegenteil erleichtert. Denn da, wo vordem vielleicht noch Zweifel und ein schlechtes Gewissen waren, ist jetzt nur noch eine satte Wut über derartige Sektiererei und Arroganz. Im übrigen zeigt mir meine jetzige politische Arbeit, daß der glatte Rückzug aus jeglicher Politik nicht die einzige Alternative ist zum realitätsfernen Bewußtsein oder zum schlechten Gewissen, wie es die ML-Bewegung erzeugt hatte.

Rotbücher, Literatur und Politik
(die politischen Rotbücher im Abonnement 1 Mark billiger)

Henning Kuhlmann, *Klassengemeinschaft* – über Hauptschüler und Hauptschullehrer – Rotbuch 131 - 120 Seiten - 7 Mark

Peter Paul Zahl - *Schutzimpfung* - Gedichte
Rotbuch 132 - 64 Seiten - 6 Mark

Kurt Brandis, *Der Anfang vom Ende der Sozialdemokratie* Die SPD bis zum Fall des Sozialistengesetzes - Rotbuch 133 - 112 Seiten - 7 Mark

Rührt euch! - Über den antimilitaristischen Kampf in der Bundeswehr
Anhang: Die Rechte der Soldaten - Rotbuch 123 - 128 Seiten - 7 Mark

Sophie G. Alf, *Leitfaden Italien* - Vom antifaschistischen Kampf zum Historischen Kompromiß - Rotbuch 127 - 320 Seiten - 14 Mark

Heiner Müller, *Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande*
Stücke/Prosa/Gedichte - Rotbuch 134 - 136 Seiten - 8 Mark

Das Trojanische Pferd - Die „Auslandshilfe" der USA
Hrsg. Steve Weissman - Rotbuch 135 - 192 Seiten - 9 Mark

Sergio Stuparich, *Wer uns nicht kennt, kennt Chile nicht*
Ein Roman in Verhören - Rotbuch 136 - 144 Seiten - 10 Mark

Ulf Wolter, *Grundlagen des Stalinismus* - Die Entwicklung des Marxismus von einer Wissenschaft zur Ideologie - Rotbuch 137 - 144 Seiten - 8 Mark

Helga M. Novak, *Balladen vom kurzen Prozeß*
Rotbuch 138 - 72 Seiten - 7 Mark

Peter Schneider, . . . *schon bist du ein Verfassungsfeind*
Rotbuch 140 - 112 Seiten - 8 Mark

R. Duhm/H. Wieser, *Krise und Gegenwehr* - Ein Arbeitsbuch zum politischen Alltag in den Betrieben - Rotbuch 141 - 160 Seiten - 7 Mark

Heiner Müller, *Theater-Arbeit* - Rotbuch 142 - 128 Seiten - 9 Mark

Fernando Mires, *Die Militärs und die Macht* - Thesen zum Fall Chile - Rotbuch 143 - 176 Seiten - 9 Mark

F. C. Delius, *Ein Bankier auf der Flucht*
Gedichte und Reisebilder - Rotbuch 144 - 72 Seiten - 7 Mark

Die Linke im Rechtsstaat - Band 1: Bedingungen sozialistischer Politik 1945 - 1965 - Rotbuch 145 - 272 Seiten - 12 Mark

Erich Köhler, *Der Krott*
Erzählung - Rotbuch 146 - 96 Seiten - 7 Mark

Niels Kadritzke/Wolf Wagner, *Im Fadenkreuz der NATO*
Ermittlungen am Beispiel Cypern - Rotbuch 147 - 144 Seiten - 7 Mark

Jürgen Theobaldy, *Zweiter Klasse*
Gedichte - Rotbuch 148 - 80 Seiten - 7 Mark

Franz J. Hinkelammert, *Die Radikalisierung der Christdemokraten*
Vom parlamentarischen Konservatismus zum Rechtsradikalismus
Rotbuch 149 - 144 Seiten - 8 Mark

Helga M. Novak, *Die Landnahme von Torre Bela*
Prosa - Rotbuch 150 - 72 Seiten - 7 Mark

Sebastian Cobler, *Die Gefahr geht von den Menschen aus*
Der vorverlegte Staatsschutz
Rotbuch 152 - 160 Seiten - 8 Mark

Rathfelder/Stein/Vogel, *„Alle oder keiner!"*
Comisiones Obreras - neue Arbeiterbewegung in Spanien
Rotbuch 153 - 160 Seiten - 8 Mark

Christian Geissler, *Wird Zeit daß wir leben* - Geschichte einer exemplarischen Aktion - Rotbuch 154 - 240 Seiten - 14 Mark

Marianne Herzog, *Von der Hand in den Mund*
Frauen im Akkord - Rotbuch 155 - 112 Seiten - 7 Mark

Karl Mickel, *Eisenzeit* - Gedichte
Rotbuch 156 - 80 Seiten - 7 Mark

Yaak Karsunke, *Bauernoper/Ruhrkampf-Revue*
Rotbuch 158 - 128 Seiten - 8 Mark

Isaac Deutscher, *Die ungelöste Judenfrage*
Zur Dialektik von Antisemitismus und Zionismus
Rotbuch 159 - 144 Seiten - 8 Mark

Winfried Thomsen/Mali & Werner - *Die Unschuld von Bonn*
Rotbuch 160 - 96 Seiten - 8 Mark

Manfred Scharrer, *Arbeiterbewegung im Obrigkeitsstaat*
SPD und Gewerkschaft nach dem Sozialistengesetz
Rotbuch 161 - 128 Seiten - 7 Mark

Thomas Brasch - *Vor den Vätern sterben die Söhne*
Rotbuch 162 - 112 Seiten - 8 Mark

Götz Aly, *„Wofür wirst du eigentlich bezahlt?"* Möglichkeiten praktischer Erzieherarbeit zwischen Ausflippen und Anpassung
Rotbuch 163 - 128 Seiten - 7 Mark

Birgit Pausch, *Die Verweigerungen der Johanna Glauflügel*
Erzählung - Rotbuch 164 - 96 Seiten - 7 Mark

Sigrid Fronius, *Nicht besiegt und noch nicht Sieger* - Argentinien und die peronistische Arbeiterbewegung -
Rotbuch 165 - 144 Seiten - 8 Mark

Dario Fo, *Bezahlt wird nicht!* - Eine Farce
Rotbuch 166 - 96 Seiten - 7 Mark

Hellmuth Schehl, *Vor uns die Sintflut?*
Ökologie, Marxismus und die herrschende Zukunftsgläubigkeit
Rotbuch 167 - 96 Seiten - 6 Mark

Aras Ören - *Privatexil* - Gedichte
Rotbuch 168 - 72 Seiten - 7 Mark

Li Yi Zhe/Helmut Opletal/Peter Schier, *China: wer gegen wen?* „Demokratie und Rechtssystem im Sozialismus" – eine Wandzeitung der außerparteilichen Opposition. Analyse und Dokumentation
Rotbuch 169 - 144 Seiten - 8 Mark

R. Duhm/U. Mückenberger (Hg.), *Arbeitskampf im Krisenalltag*
Wie man sich wehrt und warum - Rotbuch 170 - 160 Seiten - 8 Mark

Wolf Wagner, *Uni-Angst und Uni-Bluff* - Wie studieren und sich nicht verlieren - Rotbuch 172 - ca. 112 Seiten - ca. 7 Mark

Jim Burns, *Fred Engels bei Woolworth*
Gedichte - Rotbuch 173 - 64 Seiten - 7 Mark

T. Fichter/S. Lönnendonker, *Kleine Geschichte des SDS*
Von 1946 bis zur Selbstauflösung - Rotbuch 174 - ca. 192 Seiten - ca. 8 Mark

Heiner Müller, *Germania Tod in Berlin*
Rotbuch 176 - 96 Seiten - 8 Mark

Peter-Paul Zahl, *Alle Türen offen* - Gedichte
Rotbuch 178 - 96 Sieten - 8 Mark

Über das vollständige Verlagsprogramm informiert Sie unser kostenloser Almanach „Das kleine Rotbuch" Postkarte an
Rotbuch Verlag, Potsdamer Staße 98, 1000 Berlin 30

Die Autoren – Arbeit[illegible]len-
tinnen und Studente[illegible].en
Berichten die Gefah[illegible]er
Politik anschaulich machen. Sie haben am eigenen Kopf und Leib erfahren, wie ihr Denken und Handeln begrenzt, ihre Bedürfnisse deformiert oder verschüttet, ihre subjektive Existenz eingeschnürt wurde. Sie beschreiben im Rückblick die verschiedenen Formen von Realitätsverlust und politischer Unterdrückung, denen sie in den verschiedenen sektiererischen K-Gruppen ausgesetzt waren.

Aus dem Inhalt: Ängste und Erfahrungen eines Kader-Gymnasiasten / ›Leben für die Partei‹ – und was das kostet / Verlust der Identität als Frau im KSV / Beschlußdemokratie und Veranstaltungskommunismus im KBW / Wenn die ›Kaderin‹ erzählte ... / Für die Partei des Proletariats an der Uni / Ein Antiautoritärer aus der Provinz wird Parteikader / Die Interessen der Arbeiterklasse sind keine anderen als die Interessen der Partei!

7 Mark
im Abonnement 6 Mark